

Christian Rainer: Sein jüdisches Profil





EINE STADT IST (NUR) STARK, WENN WIR SIE GEMEINSAM STÄRKEN.



Eine Stadt wird immer nur so gut, wie man sie gemeinsam gestaltet. Sie ist die Summe aller Ideen und Bemühungen, sie noch besser und lebenswerter zu machen. Mit einem klaren Ziel für die Zukunft: Ressourcen auf smarte Art und Weise schonen. Indem städtische Daten zur Verfügung gestellt werden, können smarte digitale Anwendungen für alle Wienerinnen und Wiener entwickelt werden: www.open.wien.at. Smart ist aber auch, wenn man sich verantwortungsvoll um sozial Schwächere kümmert. Erkundigen Sie sich unter www.freiwillig.wien.at wie und wo Sie sich ehrenamtlich für Wien engagieren können. Denn nur wenn alle Wienerinnen und Wiener etwas von der Wiener Lebensqualität haben, werden wir auch in Zukunft alle gemeinsam eine friedliche und wunderschöne Stadt genießen können – und das, während Wien weiter wächst: www.wachsendestadt.wien.at. *Smart, oder?*

DIE VOR(AUS)DENKENDE STADT.



SMART CITY WIEN

Stadt  Wien

Die Vertreibung von König Salomon



© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Vor kurzem forderte mich ein deutscher Bekannter auf, eine Petition an die Unesco, die Bildungs-, Wissenschafts- und Kulturorganisation der Vereinten Nationen zu unterschreiben. Im Oktober 2016 hatte deren Exekutivrat eine von mehreren arabischen Ländern eingebrachte Resolution beschlossen, in welcher der Jerusalemer Tempelberg als „Al-Aksa Moschee/ Al-Haram Al-Scharif“ bezeichnet wurde. Damit, so die Kritik, würde die Unesco implizit die historischen und religiösen Verbindungen des Judentums zu diesem Ort bestreiten. Auch dass „Israel“ stets mit der Beifügung „die Besatzungsmacht“ genannt wird, stößt den Unterstützern der Petition sauer auf.

Liest man den Text im Detail, so fällt auf, dass der Platz, auf dem sich die Klagemauer befindet, unter Anführungszeichen gestellt wird („Western Wall Plaza“), was wohl so viel heißen soll, wie „die sogenannte Westmauer“. Auch hier wird versucht, die jüdischen Wurzeln zumindest in Zweifel zu ziehen.

Natürlich könnte man nun eilig und mit viel Feuer die Unesco als Gesamtheit attackieren, was jedoch der Komplexität der Sache nicht adäquat wäre.

Spricht man mit Experten aus der Diplomatie, so ergibt sich eine andere, für die meisten unter uns wohl fremde Sichtweise, die jedoch eine klare innere Logik hat. Sie weisen darauf hin, dass im April 2016 eine ganz ähnliche Resolution vorgelegen ist und es wichtig sei, sich die Unterschiede im Text und im Abstimmungsverhalten der einzelnen Länder anzuschauen, bevor man die Unesco pauschal verurteile. Leicht fällt das dem Laien nicht. Die Texte sind schwierig zu finden und enthalten wahre Worttiraden, die sich von Sitzung zu Sitzung kaum ändern. Warum sie wiederholt werden müssen, erschließt sich nicht.

Auch die beiden Texte vom Frühjahr und vom Herbst sind einander sehr ähnlich, aber es gibt doch Differenzen. So wurde zuletzt ein Passus eingefügt, in dem die „Bedeutung der Altstadt von Jerusalem und ihrer Mauern für die drei monotheistischen Religionen“ anerkannt wird. Auch, dass in der jüngsten Resolution von „Rachels Grab“ geschrieben wird, ist ein minimaler Fortschritt. In der Diplomatie, so sehen es die Experten, seien solche kleinen Veränderungen wertvoll, weil sie zeigen, dass es eine Entwicklung zum Positiven gebe.

Auch das Abstimmungsverhalten der Europäer ist interessant. Einerseits fanden die Vertreter der Europäischen Union wie so oft auch hier zu keiner gemeinsamen Position, aber andererseits hat es zuletzt doch Annäherungen gegeben. Im April hatten Frankreich, Slowenien, Spanien und Schweden noch der Resolution zugestimmt, im Oktober haben sie sich zumindest der Stimme enthalten. Gegen die Resolution hatten sich bei beiden Abstimmungen die EU-Länder Estland, Deutschland, Litauen, die Niederlande und Großbritannien ausgesprochen.

Die israelische Zeitung *Haaretz* urteilt streng. Sie sieht in der

Resolution eine diplomatische Niederlage von Premierminister Benjamin Netanjahu, der in den Monaten vor dem Oktober vollmundig gemeint habe, wichtige Länder wie Russland und China an seiner Seite zu haben. Die beiden Großmächte scheinen von ihrer Zuneigung zu „Bibi“ nichts gewusst zu haben und schlugen sich auf die Seite der Muslime, die – egal ob Schiiten oder Sunniten – in großer Einigkeit auf Israel hinschlugen.

Wer jetzt sagt, dass die kleinen Schritte der Diplomatie keine Option sind, muss sich fragen, was denn tatsächlich nützen könnte. Hilft es, auf die UN-Organisationen hinzuprügeln, ohne zwischen den Mitgliedsländern zu unterscheiden, die Israel fair behandeln, und solchen, die nichts anderes wünschen, als die Juden zu vertreiben. Wohl nicht. Vielmehr muss es Israel gelingen, die Beziehungen zu den großen Playern der Weltpolitik zu verbessern. Russland, China, die Europäische Union als Gesamtheit müssen neben den bisherigen Schwergewichten unter den Freunden USA–Deutschland–Großbritannien überzeugt werden. Dazu bedarf es auch klarer politischer Signale, wie die Einstellung des Baus von Siedlerwohnungen. Für die arabische Seite wird das allerdings zu wenig sein.

Die ehemalige israelische Außenministerin Zipi Livni hat in einem klugen Kommentar in der *Welt* von ihren eigenen Erfahrungen bei Friedensverhandlungen geschrieben. Es gebe, so sagt sie, zwei vollkommen unterschiedliche Narrative, was die historische Zugehörigkeit des Gebietes zwischen dem Jordan und dem Mittelmeer betrifft. Es wird keine Harmonisierung dieser Sichtweisen möglich sein, das sei ihr bewusst geworden. Einer künftigen Friedensvereinbarung müsse daher die Präambel vorangehen, dass man sich unbeschadet der unterschiedlichen Narrative geeinigt habe.

Abgesehen von der sachlichen Betrachtung der Unesco-Resolution bleibt aber schon noch die emotionale Sicht. Und hier bin ich ganz auf der Seite jener, die zornig aufschreien, wenn in Resolutionen die jüdischen Wurzeln in Jerusalem vollkommen negiert werden. Ronald S. Lauder meinte in einem Kommentar in der *Zeit*, man brauche sich nur vorzustellen, welchen weltweiten Aufschrei es gäbe, wenn die Grabeskirche in Jerusalem als islamische Stätte bezeichnet würde.

Ein österreichischer Vertreter gehörte im Oktober übrigens nicht dem Exekutivrat der Unesco an. Zum Glück. Eine Enthaltung wäre wohl noch das Beste gewesen, was man von unserem Land mit seiner widersprüchlichen Haltung zu Israel hätte erwarten dürfen. Und Tante Jolesch wusste es genau: „Gott soll einen hüten vor allem, was noch ein Glück ist.“ *nu*

Chanukka Sameach,
Ihr Peter Menasse
Chefredakteur

WIR BEGRÜSSEN

die Vortragsreihe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und des Center for Israel Studies in Wien, die im Oktober 2016 mit einem Vortrag von Nobelpreisträgerin Ada Yonath zum Thema „Gedanken über den Ursprung des Lebens“ begonnen hat. Das Ziel ist, den wissenschaftlichen Austausch zwischen Österreich und Israel zu stärken. In **NU** 42 findet sich ein Interview, das unser Autor Lukas Wieselberg mit Ada Yonath geführt hat.



© MARIA KRACIKOVA

WIR BEWUNDERN

das vierzigjährige Schaffen der Dokumentarfilmerin Ruth Beckermann. Mit einer monografischen Publikation und der ersten Gesamtretrospektive in Österreich erkundet das Österreichische Filmmuseum von 12. Dezember 2016 bis 5. Jänner 2017 das vielseitige Werk der Regisseurin. Gemeinsam ist allen Filmen Beckermanns die Auseinandersetzung mit der Geschichte, mit Österreich, dem Judentum und Fragen nach der persönlichen und kollektiven Identität beziehungsweise deren Brüchen. Ihr jüngster Film *Die Geträumten* kommt am 16. Dezember österreichweit in die Kinos und ist auf Grundlage des Briefwechsels zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan entstanden.

UNS INTERESSIERT

das neue Buch des **NU**-Autors Gabriel Rath *Brexitannia. Die Geschichte einer Entfremdung. Warum Großbritannien für den Brexit stimmte*. Das Brexit-Votum kam nur scheinbar unerwartet, aber es war in Wirklichkeit kein Zufall.



Die EU-Volksabstimmung bot jenen die Gelegenheit, ihren Ärger, ihre Sorgen, ihre Frustrationen und ihre Abneigung zu artikulieren, die sich seit Jahren von der Politik links liegen gelassen sahen. Der EU-Austritt löst kein einziges Problem Großbritanniens, sondern macht die bestehenden Herausforderungen des Landes nur noch akuter und schwieriger. (Braumüller Verlag)

WIR TRAUERN

um Martin Vogel, einst Stellvertreter von Aron Menczer bei der Jugend-Alija, Mitbegründer der Hakoah nach 1945 und ehemaliger stellvertretender Leiter des Stadtrechnungshofes. Martin Vogel verstarb am 12. November im 94. Lebensjahr in Wien. In seiner unermüdlichen Art setzte er alles daran, die Erinnerungen an die Jahre der Schoa in Wien und an die vielen hilfsbereiten Menschen, die er damals kennenlernte, aufrecht zu erhalten. Anlässlich seines 80. Geburtstag traf ihn Werner Hanak-Lettner und gestaltete ein bis heute gültiges und lesenswertes Porträt (**NU** 10/ 2002).

WIR GRATULIEREN

dem IDF Field Hospital als World's Best. Das Feldkrankenhaus der Israelischen Verteidigungstreitkräfte hat sich durch die höchste Punktzahl, die der medizinische Arm der Vereinten Nationen vergeben kann, an die Weltspitze gesetzt. Das IDF-Feldkrankenhaus hat nach Katastrophen tausenden von Patienten in Nepal, Haiti, an der syrischen Grenze, in den Philippinen und in zahlreichen anderen Ländern sofortige, qualitativ hochwertige medizinische Versorgung ermöglicht.

WIR GRATULIEREN

unserem Gemeindeglied Univ. Prof. Dr. Arnold Pollak, zur Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens der Republik Österreich kurz vor Erscheinen dieser Ausgabe von **NU**. Prof. Pollak war 1985 der erste berufene Professor für Neonatologie in Österreich und hat diese Klinik zur größten - und wie Bundesministerin Oberhauser bei der Überreichung sagte -, bedeutendsten Europas ausgebaut. Seit 2000 leitete er die Universitätskinderklinik. 2004

begründete Prof. Pollak mit Rektor Schütz die Medizinische Universität Wien. Wir freuen uns mit ihm, wünschen ihm ein herzliches Mazal Tov.

UNS BEGEISTERT

The Little Dictator, ein herzerfrischender, kompakter und berührender Kurzfilm in Iwrit und Deutsch über einen besonderen Tag im Leben des Jerusalemer Geschichtsprofessors Jossi Kleinmann. Die Vorbereitungen für eine große Schabbatfeier sind im Gange, was nicht so einfach ist, wenn man gerade aus der Vorlesung kommt, sich um Hausaufgaben kümmern muss und eine sympathische, aber herausfordernde und dominante Frau hat. Mit einer überzeugenden schauspielerischen Leistung schafft der Hauptdarsteller und Drehbuchautor dieses Kurzfilms, Emanuel Cohn, eine innige Beziehung mit dem Publikum, die bis zur letzten Szene anhält. Der Titel für den Film wurde in Anspielung auf den Film *The Great Dictator* mit Charles Chaplin gewählt. Nurith Cohn, die Schwester Emanuel Cohns, war für die Regie verantwortlich. Der Film wurde beim Jüdischen Filmfestival in Wien gezeigt und geht weiter auf Tournee durch Europa.



UNS FREUT

dass **NU**-Autor Samuel Mago den Roma-Literaturpreis des Österreichischen PEN-Clubs in Erinnerung an Ceija Stojka bekommen hat. „Sein Talent ist ein Versprechen für die Zukunft: Er ist auf dem besten Wege, ein bedeutender Schriftsteller, ein Roma-Schriftsteller zu werden“, begründete Peter Paul Wiplinger die Entscheidung der Jury.

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
 Erscheinungsweise: 4 x jährlich
 Auflage: 4.500
 Nächste Ausgabe: März 2017

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
 Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
 Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
 Tel.: +43 (0)1 535 63 44
 Fax: +43 (0)1 535 63 46
 E-Mail: office@nunu.at
 Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
 IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
 BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
 NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
 Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
 Österreich: Euro 15,-
 Europäische Union: Euro 20,-
 Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
 office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
 Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
 (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)
 Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
 © Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT
 Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
 GRASL FairPrint
 Grasl Druck & Neue Medien GmbH
 2540 Bad Vöslau, Druckhausstraße 1

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
 Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
 Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
 Obmann: Martin Engelberg
 Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
 Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
 NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
 Österreich und für ihnen nahestehende, an
 jüdischen Fragen interessierte Menschen.
 NU will den demokratischen Diskurs fördern.



© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Uschi Lichtenegger Seite 8



© SONJA BACHMAYER

Rod Kenning Seite 28

Leitartikel

Die Vertreibung von König Salomon 3

Aktuell

Trump und die amerikanischen
 Juden 6

Interview mit der grünen Bezirksvor-
 steherin Uschi Lichtenegger 8

Das Pitztal schwört auf
 Schneeanlagen aus Israel 10

Unterwegs mit

Profil-Chefredakteur
 Christain Rainer 12

Nahost

Auf den Spuren der
 Habsburger in Israel 17

Zeitgeschichte

Der „Thomas Alva Edison der
 Produktionstechnik“ –
 Heinz-Joseph Gerber 20

Der Wegbereiter der Exilforschung 23

Herren am Spielfeldrand –
 Jüdische Sportfunktionäre 24

Jüdisches Leben

Chronologie einer
 Oberrabbiner-Bestellung 26

Gespräch mit Rod Kenning von den
 Australian Jewish News 28

Ein Nachmittag mit Rita Rosenthal 31

Über den Umgang mit dem
 jüdischen Erbe in Sighet 33

Das „Ferman“ – Das Gegenteil
 von einem Start-up 35

Kultur

Virgil Widrichs neuer Film
 „Die Nacht der 1000 Stunden“ 37

Ein Licht für jede Synagoge 40

Jüdische Kulturwege im
 Burgenland 42

Muss man Deutsch können, um in
 Deutsch zu schreiben? 46

Tel Aviv in Graphic Novels 48

Jenö Eisenberger – ein Nachruf 50

Der magische Zauber
 der „vertriebenen Musik“ 52

Hamburgs neues
 Musik-Flaggschiff 53

Leonard Cohen – der Prophet
 aus der Vergangenheit 54

Lutz Elija Popper – Briefe aus
 einer versinkenden Welt 55

Camilo Francka –
 Matthias Sindelar 56

Standards

Engelberg 57

Rätsel 58

Dajgezzen & Chochmezzen 63

Trump, die amerikanischen Juden und Israel

Das schockierende Ergebnis der US-Präsidentschaftswahlen wird viele Aspekte der US-Innen- und Außenpolitik verändern. Was genau sich ändern wird und in welchem Ausmaß, werden wir vermutlich noch länger nicht wissen.

VON: PETER FREY
ÜBERSETZUNG: DANIELLE SPERA

Donald Trump gewann die Präsidentschaftswahl, obwohl er jenseits seiner banalen Plattitüden kaum ein politisches Programm präsentierte. Der Wahlsieg von Donald Trump dürfte bei der amerikanischen jüdischen Gemeinde erhebliche Spannungen verursachen und könnte durchaus für Peinlichkeiten sorgen. Die sechs Millionen US-Juden waren erneut der loyalste Wählerblock für die demokratische Präsidentschaftskandidatin. Mehr als 70 Prozent aller amerikanischen Juden stimmten für Hillary Clinton, nur 25 Prozent für Donald Trump und fünf Prozent für andere Kandidaten. Im Jahr 2012 unterstützten sie Barack Obama gegen Mitt Romney mit 70 zu 30 Prozent. Es ist bemerkenswert, dass prozentuell mehr Hispanics als jüdische Amerikaner für Trump stimmten, obwohl Donald Trump sich immer wieder ausdrücklich feindlich gegen-



Donald Trump gewann die Präsidentschaftswahl, obwohl er jenseits seiner banalen Plattitüden kaum ein politisches Programm präsentierte.

über den Mexikanern und lateinamerikanischen Zuwanderern äußerte.

Wir können davon ausgehen, dass die Ideologie der Regierung Trump nicht im Einklang mit der überwiegenden Mehrheit der amerikanischen jüdischen Gemeinde stehen wird. Wie

sich das auswirkt, können wir derzeit nur vermuten, aber es wird sicherlich beachtenswert. Die Rolle von Vizepräsident Mike Pence könnte die ohnehin komplexe Beziehung zwischen den US-Juden und der neuen Regierung noch schwieriger gestalten. Der

Aus heutiger Perspektive ist anzunehmen, dass sich die Nahost-Politik der Regierung Trump ideologisch vermutlich stark am rechten Flügel der derzeitigen israelischen Koalition orientieren wird.

Gouverneur von Indiana und frühere Abgeordnete des Repräsentantenhauses Pence ist ein frommer Christ mit äußerst konservativen Standpunkten zu Themen wie Abtreibung oder Rechte von Homosexuellen. Die meisten Beobachter erwarten angesichts der völlig fehlenden Politikerfahrung des neuen Präsidenten, dass sein Vize Pence eine besonders wichtige Rolle in der Regierung spielen wird. Im Hinblick auf die säkulare und liberale Ausrichtung eines Großteils der amerikanischen Juden wird das den Keil zwischen ihnen und Trump noch vergrößern.

„Israel-Beratungskomitee“

Besondere Aufmerksamkeit wird der Außenpolitik der neuen Regierung natürlich zuteil werden, was ihre Gangart im Nahen Osten und insbesondere im israelisch-palästinensischen Konflikt betrifft. Trump hat im Wahlkampf ein „Israel-Beratungskomitee“ gegründet, das von Trumps langjährigem Mitarbeiter, dem orthodoxen Juden Jason Dov Greenblatt, und dem Anwalt David Friedman geleitet wird. Die erste politische Stellungnahme, die von den beiden Beratern ausgearbeitet wurde, lässt auf eine scharfe Abkehr von der Politik George Bushs oder Barack Obamas schließen.

Es wird darin unter anderem eine sofortige Übersiedlung der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem gefordert. Eine solche Verlegung wurde bisher von allen Regierungen vermieden, um keine Weichenstellungen vorzunehmen, die künftige Verhandlungen über Jerusalem beeinträchtigen könnten. Die andere Position, die sicher für Aufregung sorgen wird, ist die Ablehnung der Vorstellung, dass Israel die Westbank besetzt hält – was angesichts des herannahenden 50. Jahrestags des Sechstagekrieges und damit der fast ebenso langen Kontrolle von palästinensischem Gebiet eigenartig anmutet. Auch das steht in starkem Kontrast zur Haltung der früheren US-Regierungen und zu Positionen weit über die USA hinaus. Aus heutiger Perspektive ist anzunehmen, dass sich die Nahost-Politik der Regierung Trump ideologisch vermutlich stark am rechten Flügel der derzeitigen israelischen Koalition orientieren wird. Eine ähnliche Dynamik ist für das Atomabkommen mit dem Iran zu erwarten, bei dem Trump bereits öffentlich gemacht hat, dass er es am liebsten aufkündigen möchte. Die Unterstützung eines solchen Vorhabens durch die republikanische Mehrheit im Senat und im Repräsentantenhaus

ist ihm dabei jedenfalls sicher.

All das wird bereits bestehende Spannungen innerhalb der jüdischen Gemeinde in den USA verschärfen. Einige der etablierten jüdischen Organisationen wie AIPAC (American Israel Public Affairs Committee) und AJC (American Jewish Committee) werden sicherlich einer Trump-Netanjahu-Ideologie zustimmen, auch wenn sie gegen ihre erklärte Unterstützung für eine Zwei-Staaten-Lösung spricht. Es wird den progressiveren jüdischen Gruppen wie J-Street überlassen sein, die 70 Prozent der amerikanischen Juden zu vertreten, die für Barack Obama und Hillary Clinton gestimmt haben und die überwiegend für das Atomabkommen mit dem Iran waren. Auch für die jüdischen Demokraten im Senat und im Repräsentantenhaus wird die Situation schwierig. Sie alle unterstützen den Staat Israel, sind aber mit der Politik der Regierung Netanjahu mehr und mehr unzufrieden. Ob sie den Willen und die Stärke aufbringen, gegen eine aggressive und harte Linie von Trump und den Republikanern aufzutreten, bleibt abzuwarten. Es wird jedenfalls einer der interessanteren Nebenschauplätze bei der Beobachtung der ersten Gehversuche der Regierung Trump sein. nu

LARS EIDINGER ADÈLE HAENEL HANNAH HERZSPRUNG JAN JOSEF LIEFERS

DIE BLUMEN VON GESTERN

EIN FILM VON **CHRIS KRAUS**

AB 13. JÄNNER IM KINO

DORFILM ORF film INSTITUTE FILM FONDS WIEN FISA filmaden

Großartig gespielte und inszenierte Tragikomödie über die Unfassbarkeit des Holocaust.

„Darauf muss ich erst zugehen“



Nach der Anfechtung der Bezirkswahlen in Wien-Leopoldstadt durch die FPÖ wurden die Grünen bei der Wahlwiederholung überraschend stärkste Partei. Sie stellen nun die Bezirksvorsteherin im zweiten Bezirk. Mit Uschi Lichtenegger sprach Danielle Spera.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

NU: Mazel Tov zu Ihrer Bestellung als Bezirksvorsteherin im zweiten Bezirk. Erstmals seit 1945 musste sich die SPÖ hier geschlagen geben. Wie geht es Ihnen?

Lichtenegger: Es war überraschend für uns, ich sehe es als Herausforderung und Verantwortung zugleich. Nun sind ein paar Wochen vergangen, ich arbeite mich gerade ein. Der Bezirk ist mir ein wichtiges Anliegen und ich hoffe, viele neue Projekte umsetzen zu können.

Was möchten Sie umsetzen?

Ich möchte mehr für Kinder tun, Verbesserung der Schulwegsicherheit, Antirassismus-Schulung der Kinder, oder auch, dass die Kinder die Natur anders erleben. Da möchte ich zum Beispiel Beete in die Schulen bringen. Kinder sollen nicht nur in die Parks gehen, sondern die Natur zum Angreifen, zum Essen erleben, wir nennen es „Essbare Leopoldstadt“.

Der zweite Bezirk ist historisch jüdisch geprägt, das geht weit in die Geschichte zurück, Stichworte Ghetto im „Unteren Werd“, Vertreibung, Wiederansiedlung, „Mazzesinsel“, neuerliche Vertreibung durch die Schoa; und heute ist wieder eine kleine, doch blühende Gemeinde präsent. Eine belastete Geschichte, aber nun wieder positive Gegenwart, wie erleben Sie das?

Ich nehme es durch meinen Beruf wahr, aber auch durch meine frühere Arbeit in der Theodor-Kramer-Gesellschaft. Mit meinem Weggang von der Kramer-Gesellschaft ist das weniger geworden, doch ich habe meine persönlichen Kontakte behalten, so etwa

zu Esra. Ich freue mich, dass ich als Bezirksvorsteherin jetzt erreichen kann, dass der Bezirk sich noch mehr damit auseinandersetzt. Die Kulturkommission hat wertvolle Arbeit geleistet, aber sie hat meiner Einschätzung nach zu wenige Akzente gesetzt. Ich habe mit Andrea Stangl eine Vorsitzende für die Kulturkommission gewinnen können, die bisher im Parlament für Vergangenheitspolitik zuständig war. Wir haben schon Ideen, wie wir die Erinnerungspolitik in der Leopoldstadt stärker positionieren können.

Jetzt haben Sie eigentlich nur von der Vergangenheit gesprochen, über Erinnerungspolitik. Aber gerade im zweiten Bezirk ist das heutige jüdische Leben so präsent.

Meine Wahrnehmung ist, dass ich den Menschen auf der Straße begegne, dass es die Schulen gibt, die Lokale und die jüdischen Geschäfte, aber da muss ich erst darauf zugehen. Der Kontakt zum heutigen jüdischen Leben, der fehlt mir noch.

Es gibt immer wieder Berichte über

„Ich möchte mehr für Kinder tun, Verbesserung der Schulwegsicherheit, Antirassismus-Schulung der Kinder, oder auch, dass die Kinder die Natur anders erleben.“

Antisemitismus, auch im zweiten Bezirk. Nehmen Sie davon etwas wahr?

Ich bekomme es berichtet. Hie und da kommen Leute aus der jüdischen Community, die es aber nicht öffentlich machen wollen. Sie sagen, sie müssten sich ohnehin immer rechtfertigen, wieso sie überhaupt in Wien leben können, der Stadt, aus der zehntausende Menschen deportiert und ermordet wurden. Sie haben das Gefühl, wenn sie auch noch berichten, dass sie im Alltag mit Antisemitismus konfrontiert sind, da fühlen sie sich nicht wohl.

In welcher Form zeigt sich das?

Manchmal kommen Berichte, dass Passanten orthodoxen Juden unschöne Bemerkungen oder Beschimpfungen zurufen. Was ich im Bezirk aber überhaupt nicht wahrnehme, sind Schmierereien.

Die IKG warnt immer wieder vor islamischem Antisemitismus. Bekommen Sie auch dazu Berichte?

Nein.

Integration ist Ihnen ein wichtiges Thema. Wie könnte man dem begegnen, dass es Antisemitismus unter den Muslimen gibt?

Man muss bei den Kindern ansetzen, sehr viel auch über Kulturarbeit in den Vereinen, die es im zweiten Bezirk gibt. Wir haben nach der ersten großen Welle, in der viele Flüchtlinge im Dusika-Stadion untergebracht wurden, keine Beschwerden mehr bekommen. Gegenüber in einem Gemeindebau, wo die Bewohner mehrheitlich blau gewählt hatten, gab es anfangs Neid, als Flüchtlinge einzogen. Da wollte man wissen, wieso sie so schöne Wohnungen mit neuer Einbauküche bekämen. Aber auch dort ist es jetzt zu einem guten Zusammenleben gekommen.

Sie sind durch die schwarz-blaue Regierung motiviert worden, sich in der Politik zu engagieren.

Es war für mich unverständlich,



Zu Besuch im Jüdischen Museum Wien mit Danielle Spera

dass man mit einer Partei zusammengeht, die nationalsozialistische Wurzeln hat und das immer wieder auch lebt. Zu sehen, dass ich nicht allein bin, war ganz wichtig, ich habe damals kaum eine Demo ausgelassen, weil ich es sonst nicht ausgehalten hätte. Es hätte mich zerrissen. Da war mir klar, da will ich auch meinen Beitrag leisten. Meine Kinder waren damals schon größer und ich hatte viel Kontakt mit den Grünen Leopoldstadt.

Was halten Sie davon, dass die SPÖ derzeit eine mögliche Koalition mit der FPÖ sondiert, ganz abgesehen von der Koalition im Burgenland?

Das gefällt mir nicht, aber es ist Sache der SPÖ. Ich hoffe da auf die linken Kräfte der SPÖ Wien und dass sie sich durchsetzen.

Der zweite Bezirk hat sich stark verändert, Künstler, Intellektuelle sind hergezogen, der Bezirk wurde plötzlich hip und nun auch ein teures Pflaster, was den Wohnungsmarkt betrifft.

Generell finde ich Gentrifizierung nicht nur negativ, es geht damit einher, dass Häuser saniert werden, weg vom Substandard. Im Volkertviertel gibt es noch immer Häuser mit einem Feeling von Bassena. Die Stadt Wien fördert hier viel, sodass Wohnungen auch nach der Sanierung für die derzeitigen Bewohner leistbar bleiben. Gerade Studenten ziehen gern ins Stuwertviertel und ins Volkertviertel. Wir sind ein junger Bezirk, auch durch die Unis, wie die WU, die Fachhochschule, die Sigmund-Freud-Universität, die

Webster-Universität. Die junge Bevölkerung ist auf der Straße zu spüren. Sie bringt Leben hinein, das taugt mir.

Im zweiten Bezirk gab es vor 1938 die meisten Synagogen. Waren Sie oder Ihre Kinder schon einmal in einer Synagoge?

Nein. Meine Kinder waren im zehnten Bezirk in einer sogenannten „türkischen“ Schule. Da waren 15 bis 18 Kinder mit türkischer und drei bis fünf Kinder mit deutscher Muttersprache, daher haben meine Kinder nichts vom jüdischen Leben mitbekommen, wir sind dann auch aufs Land gezogen.

Waren Sie schon einmal in einer Moschee?

Nein, auch nicht. Meine Kinder haben aber durch meine Arbeit in der Theodor-Kramer-Gesellschaft einiges über die Zeit des Nationalsozialismus mitbekommen, weil ich viel zu Hause gearbeitet habe, als die Kinder klein waren. Heute leben meine Kinder nicht im zweiten Bezirk, was ich sehr schade finde, aber es kann ja noch werden. Es war mir immer sehr wichtig, ihnen zu zeigen, wie schön die Welt ist mit der Vielfalt, und dass alle Religionen ihren Platz haben. nu

איך אומרים ...?

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם

מתורגמן מוסמן לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN – DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH – HEBRÄISCH / HEBRÄISCH – DEUTSCH

תרגומים

תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית – עברית / עברית – גרמנית

טל': +43 0699 11788119 Mobil:

דוא"ל: julius.dem@chello.at E-Mail:

Schnee aus der Wüste

Die Gletscherbahnen Pitztal schwören auf eine Schneekanone aus Israel. Sie kann selbst bei Plusgraden Schnee erzeugen.

VON EVA KONZETT

„Nicht mehr wie früher sind wir jetzt das lange Winterhalbjahr in die Tiefen gebannt, der Ski lässt uns leicht und mühelos zu den Höhen gleiten, über unsere Bergwiesen und Almen hinauf, über verschneite Klüfte sicher zu stolzen Zinnen oder nahe an Gipfel heran.“ (Rudolf Gomperz, 1910)

Eigentlich müssten die Bergbahnbetreiber, die Hoteliers und Gastronomen, die Sporteinzelhändler und Souvenirverkäufer in der Bergkulisse des Tiroler Pitztals jeden Spätsommer Dankeskarten an das Goldbergbau-Unternehmen AngloGold Ashanti in Südafrika und in die israelische Stadt Kadima schicken. Denn dass die Pisten an den Gletscherhängen der Ötztaler Alpen im September öffnen können, dass das Geschäft mit dem Skitourismus von Beginn an reibungslos läuft, ja, dass die Betreiber der Gletscherbahnen und mit ihnen alle Dorfbewohner nicht mehr bange den Himmel schauen müssen, in der Hoffnung, dass die Sonne ausbleibt, hat mit der Mponeng-Goldmine im Nordwesten Südafrikas zu tun. Und mit israelischer Technologie, die dort, in der tiefsten Goldmine der Welt, eingesetzt wird.

Es fehlt am Schnee

Der Wintertourismus ist ein entscheidender Wirtschaftsfaktor in Öster-

reich. Rund 13 Milliarden Euro Umsatz haben die Skigäste im vergangenen Winter gebracht, mehr als 18 Millionen Gäste wurden beherbergt, mehr als 100.000 Arbeitsplätze hängen an der Wintersaison. Allein Tirol hat im vergangenen Winter knapp sechs Millionen Ankünfte verzeichnet. Durchschnittlich 152 Euro gab jeder Besucher pro Tag aus. Der Skitourismus ist ein großes Geschäft. Und er hat ein großes Problem. Denn es fehlt an der wichtigsten Ressource: Es fehlt am Schnee, selbst auf den höchsten Gipfeln des Landes.

Um durchschnittlich 22 Meter haben sich die österreichischen Gletscher allein 2015 zurückgezogen, schreibt der Österreichische Alpenverein, einzelne, darunter der Tashachferner und der Gepatschferner, beide in den Ötztaler Alpen, haben gar mehr als 100 Meter an Stein und Geröll freigegeben – unwiederbringlich rückt die Schnee- und Eisdecke nach oben. Diese Folgen des Klimawandels bereiten nicht nur Ökologen Kopfzerbrechen, sondern auch jenen, die vom Fremdenverkehr leben. Der Gletscher ist es schließlich, weswegen die Gäste kommen. Und damit das Geschäft.

Deshalb muss Schnee erzeugt werden, wo er auf natürliche Weise nicht mehr liegen bleibt. Im Tiroler Pitztal geschieht dies unter anderem mit der IDE-Allwetter-Schneemaschine, einer israelischen Erfindung, die selbst bei Plusgraden Schneekristalle auswirft. Seit 2009 steht sie in einem grauen Kubus versteckt neben der Talstation der Pitz-Panoramabahn auf 2850 Meter Höhe, am Fuße des höchsten Schigebiets von Österreich. „Die Technik kommt bei uns zu Beginn der Saison zum Einsatz, um vor allem die Verbindungspiste zwischen den Gletschern Mittelbergferner und Brun-

nenkogelferner zu beschneien“, sagt ein Sprecher der Pitztaler Gletscherbahn. Mit der IDE-Schneemaschine, die wetterunabhängig 950 Kubikmeter Schnee in 24 Stunden produziert, verhindert man allzu viel hässliches Grün auf den unteren Hängen, wenn herkömmliche Schneekanonen aufgrund der milden Temperaturen nicht eingesetzt werden können.

Im Schneeland Österreich sichert jetzt die Technologie aus der Wüste die Früh- und Spätsaison. Ihren Anfang aber nahm sie im sowjetischen Gulag.

Die Schneemaschine ist der Joker

Diese Geschichte hat mehrere Stationen, eine im St. Anton der Vorkriegsjahre, die andere im darauf folgenden Grauen. Sie führt nach Israel, nach Afrika und von dort ins Ötztaler Gebirge. Für die Allwetterschneemaschine entscheidend war ein Zusammentreffen vor mehr als 70 Jahren in der kasachischen Steppe, in einem Arbeitslager im sowjetischen Gulag. Ein dort internierter polnischer Unternehmer und ein sowjetischer Ingenieur begannen auf der Suche nach einer verlässlichen Trinkwasserquelle, Süßwasser aus dem Meerwasser zu extrahieren. Dafür füllten sie im Sommer große Becken mit Meerwasser, ließen sie über Winter frieren und schmolzen im einsetzenden Frühjahr die Eisblöcke, die kein Salz enthielten, wieder ab. Später, nach seiner Flucht nach Israel, baute der Ingenieur, Alexander Zarchin, die erste Entsalzungsanlage des jungen Staates. Die Projektmittel kamen von Premierminister David Ben-Gurion. Wollte der junge Staat Israel, der zur Hälfte aus Wüstengebieten bestand, überleben, musste er die Wasserfrage klären, das war dem Ingenieur und dem Politiker klar.



© TVB PITZTAL

Was mit einer Entsalzungsanlage begann, hat sich mit dem israelischen Unternehmen IDE Technologies mit Sitz im Hascharon-Industriepark in Kadima zum Weltmarktführer für Meerwasserentsalzungstechnologie entwickelt. IDE Technologies betreibt heute neben der größten Entsalzungsanlage Israels in Sorek, 15 Kilometer südlich von Tel Aviv, und der Anlage Aschkelon, die gemeinsam pro Tag mit einer Million Kubikmeter Trinkwasser mehr als 2,5 Millionen Menschen versorgen, rund 400 Produktionsstätten weltweit – darunter im dürregeplagten Kalifornien ebenso wie in China.

Beim Trinkwasser kennt sich IDE Technologies aus. Aber was ist mit den Eiskristallen? Auch der polnische Unternehmer aus dem Sowjet-Arbeitslager wanderte später nach Israel aus. Und auch er hatte das Wissen aus der Steppe mit ins gelobte Land genommen, wo er es zusammen mit seinem Geschäftssinn an seinen Sohn Abraham Ophir weitergab. Dieser wurde Leiter der Forschungsabteilung von IDE. Im Jahr 2005 reiste er nach Südafrika – ursprünglich, um in den

Bergwerksbetrieben in Mponeng im legendären Bergbaurevier West Wits eine neue Kühltechnik vorzustellen. Nicht mit Wasser sollte das 60 Grad heiße Gestein in vier Kilometern Tiefe gekühlt werden, damit die Arbeiter schürfen konnten, sondern ressourcenschonender mit Eisbrei, in einem Vakuum erzeugt. Die Technik baute auf den Erkenntnissen aus der Entsalzungsmethodik im Gulag auf.

Als sich aber während des Besuchs nach den ersten Testläufen an der Oberfläche als Abfallprodukt der Kühlung bei 30 Grad Celsius Eiskristalle auf der südafrikanischen Erde türmten, erinnerte sich Ophir an seine Kindheit in Kasachstan, an den Schulweg auf Skiern, an den Schnee – so erzählte er es 2014 der Nachrichtenagentur Bloomberg. Ihm wird klar: Das ist ein zweites Geschäftsmodell. Nicht nur für den Bergbau, sondern für Regionen, die Schnee benötigen.

In den Alpen ist die IDE-Schneemaschine heute vielerorts nicht mehr wegzudenken. Nicht nur im österreichischen Pitztal, auch im schweizerischen Zermatt etwa schwört man auf die Vakuumtechnik. Die Schnee-

maschine ist der Joker für den reibungslosen Ablauf des Skispektakels geworden, das Wohlstand in die kargen Höhen bringt.

Aus den zwei Holzbrettern überhaupt ein Geschäft zu machen, diesen Einfall hatte aber ein anderer rund hundert Jahre zuvor gehabt. Der ski-begeisterte Rudolf Gomperz, ein gebürtiger Wiener, baute St. Anton ab der Jahrhundertwende zu einem ersten Zentrum des modernen Skitourismus aus. Seine Verdienste um die Entwicklung des Wintertourismus haben erst die jüngsten Jahre wieder freigelegt. Über Jahrzehnte hatte man sich nur äußerst ungern Gomperz' erinnert. Er selbst konnte für sich nicht Partei ergreifen. Der zum Protestantismus konvertierte Rudolf Gomperz, ehemals Vorsitzender des Österreichischen Skiverbands und Leiter des Fremdenverkehrsbüros in St. Anton, jener Mann also, der einst den Grundstein für den Wirtschaftszweig legte, den heute auch die IDE-Schneekanone absichert, wurde 1942 als Jude nach Wien zwangsumgesiedelt. Er starb am 26. Mai 1942 im Vernichtungslager Maly Trascjanec bei Minsk. *nu*

Was mit einer Entsalzungsanlage begann, hat sich mit dem israelischen Unternehmen IDE Technologies mit Sitz im Hascharon-Industriepark in Kadima zum Weltmarktführer für Meerwasserentsalzungstechnologie entwickelt.



Eine Mischung aus Heimat und Fremdheit

Die Bäckerei Ohel Mosche in der Lilienbrunnngasse ist rund um die hohen Feiertage ein pulsierender Treffpunkt für viele Wiener Jüdinnen und Juden. Wie in den anderen koscheren Geschäften auch, deckt man sich hier mit Challot (dem traditionellen Brot) oder Mehlspeisen für die festlichen Mahlzeiten ein. Profil-Chefredakteur Christian Rainer hat die Einladung zum „Unterwegs-Sein“ mit NU gern angenommen, fühlt er sich doch durch seine beiden jüdischen Töchter hier auch ein bisschen beheimatet.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Die koschere Bäckerei im Herzen der Mazzesinsel besucht er zum ersten Mal, obwohl die *profil*-Redaktion nur wenige hundert Meter entfernt liegt. Das jüdische Leben ist ihm, wie er sagt, fremd und nah zugleich. Die Nähe hängt nicht ursprünglich mit ihm zusammen, sondern mit seinen beiden Kindern. „Meine Bezüge zum Judentum waren, bevor ich die Mutter meiner Kinder kennenlernte, rein politischer Natur.“ Die gemeinsame Causa mit dem Judentum war die Affäre Waldheim, die ihn auch zum Journalismus brachte.

Christian Rainer stammt aus Ebensee, „Bitte nicht aus Gmunden“, antwortet er auf meine Frage nach seiner Herkunft, „als Ebenseer ist man sehr auf den Unterschied bedacht.“ In Gmunden sei er nur geboren, weil die Geburtsklinik dort lag. Seine Familie kam aus dem deutschnational durchgewachsenen Kärnten ins Salzkammergut, bedingt durch den Vater, einen Chemiker, der bei den Solvay-Werken in Ebensee tätig wurde. „Mit Ebensee habe ich auch eine Mischung aus Heimat und Fremdheit, die Juden vielleicht nachvollziehen können. Ebensee ist zwar verschrien als Nazi-Nest mit seiner Vergangenheit als Nebenlager von Mauthausen und den bösen Zwischenfällen bei Gedenkveranstaltungen, das ist es aber überhaupt nicht. Denn Ebensee ist stark durch seine rote Arbeiterschaft profiliert. Und man setzt sich dort auch in Form von Erinnerungskultur mit der Vergangenheit auseinander.“

Dass es in Gmunden einmal eine jüdische Gemeinde gab, ist Christian Rainer nicht bekannt. Die Gedenk-

stätte in Ebensee kennt er jedoch gut. Dort fällt ihm immer wieder auf, dass viele christliche Kreuze angebracht sind, doch recht wenig Erinnerung an den Mord an den Juden. Ihm missfällt auch, dass die Gedenkfeiern in Ebensee immer samstags stattfinden und dass daher auch nie Rabbiner dabei sind.

Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte

In seinem Aufwachsen in Ebensee gab es jedenfalls keinerlei Berührungspunkte mit Juden, seine Mutter ist gläubige Katholikin, jedoch – wie Rainer sagt – nicht kirchenaffin. Die Gemeinsamkeit, die das Alte Testament bedeutet, sei ihm früh bewusst gewesen. Als prägend nennt er den Film *Ben Hur* mit Charlton Heston. „Da geht es stark um das Judentum und die Verfolgung. Daraus habe ich mein erstes Bild bezogen. Das war aber sicher nicht das, was man als Wiener mitbekommen hat.“ Eine andere Prägung kam durch seine Mutter, die eine Sudetendeutsche ist. 1945 wurde sie aus Leitmeritz vertrieben. Immer wieder hat sie von ihren jüdischen Jugendfreundinnen erzählt und wie sie plötzlich verschwunden sind – oder auch, wie sie einigen helfen konnte. „Meine Mutter war sehr naiv und hat nicht begriffen, dass die Okkupation des Sudetenlandes keine Befreiung durch die Deutschen war, sondern Teil dessen, was das Naziregime verbrochen hat.“

Politik war im Hause Rainer ein Thema: Mit seinem Vater, einem liberalen ÖVPLer, gab es bald grundsätzliche Diskussionen. Christian wollte

zu den roten Falken: „Meine besten Freunde waren die Kinder der Betriebsräte, mein Vater war aber der Chef der Fabrik und wollte, dass ich zu den Pfadfindern gehe. Da habe ich sehr früh mitbekommen, dass es da zwei Seiten gibt.“

Wesentlich wichtiger war die Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte. 1961 geboren, wird ihm immer wieder bewusst, dass das nur 16 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs war. „Man sah nur keine Spuren, weil sie verdeckt waren. Auch bei meinen Eltern. Über den 2. Weltkrieg wurde auf eine seltsame Weise neutral gesprochen. Mein Vater war nicht einmal Parteimitglied, er wurde 1941 eingezogen, irgendwann degradiert und war alles andere als ein Nazi, dennoch, die Bewältigung des Gräuels war nicht direkt ein Thema. Mein Vater hat mir halbwegs glaubwürdig gesagt, dass er als Soldat an der Ostfront nichts wusste von den Konzentrationslagern. Wir wissen heute, wenn er sich interessiert hätte, hätte es ihm nicht entgehen können.“ Es war eine eigenartig neutralisierte Geschichte, die ihm in seiner Familie in Ebensee erzählt wurde. Es ging nicht um Heldengeschichten, sondern darum, dass das eigene Überleben im Vordergrund stand. Heute weiß er, dass da eine starke Abwehrhaltung immanent war. So hatte ihm sein Vater stets gesagt: „Man konnte ja nichts tun, was hättest du damals getan?“

„Ostfront, das heißt auch, die Verbrechen der Wehrmacht“, frage ich ihn, „habt ihr das zu Hause thematisiert?“ – „Wir haben im *profil* viel darüber berichtet. Mein Vater hat über die Nazi-Offiziere geschimpft, über die deutschen wohl gemerkt, was für Unmenschen sie waren, aber es ging nie um die Verbrechen der Wehrmacht. Ich glaube, dass er es entweder in den hintersten Winkel seines Kopfes verdrängt hatte, oder dass er davon relativ wenig oder gar nichts mitbekommen hat. Das Schlimmste für ihn war, dass er bei der Erschießung eines



Vor der koscheren Bäckerei Ohel Mosche: Danielle Spera und Christian Rainer

Deserteurs mitmachen musste. Das hat bedeutet, dass er seinen eigenen Kameraden erschießen musste, das hat ihm bis zu seinem Tod zu schaffen gemacht. Allerdings hat es das in jeder Armee gegeben, dass Deserteure erschossen wurden. Das haben die Briten und Amerikaner auch gemacht, ganz zu schweigen von den Russen. Das hat ihn sehr betroffen gemacht, aber er hat sich sicher nicht mit den Verbrechen der Wehrmacht auseinandergesetzt. Dazu hat er eine eigenartige Distanz gehalten. Sicher ein Schutzmechanismus.“

Mit dem Hrdlicka-Pferd um die Häuser

Diese Erlebnisse seines Vaters seien durch seine Verdrängung lange nicht hochgekommen, was später zu einer Konfrontation zwischen Vater und Sohn führte. Christian Rainer wurde eingeladen, auf dem KZ-Friedhof in Ebensee eine Gedenkrede zu halten. Sein Vater hatte sich angemeldet, doch der Sohn warnte ihn. Er werde dort offene Worte sprechen. „Ich erwähnte dann in meiner Rede,

dass mein Vater ein einfacher Wehrmachtssoldat war, aber ich heute jüdische Kinder habe. Welches Dilemma stecke nicht nur in mir, sondern in uns allen! Mein Vater sagte nachher: ‚Das war die beste Rede, die du je gehalten hast.‘ Das hat mich sehr wütend gemacht. Denn er hatte noch nie eine Rede von mir gehört, also konnte er das gar nicht beurteilen. Er hätte sagen sollen, du hast nicht recht, oder ja, da habe ich jetzt etwas erkannt. Nein, es war dieser sterile, neutrale Satz, dieses sich nicht der Vergangenheit stellen. Ich habe daraufhin etwas sehr Symbolisches getan. Ich hatte von meinem Vater eine Lederhose geerbt. Das war so: Als Bub bekommt man üblicherweise die Lederhose, das Messer und die Uhr vom Vater oft noch zu seinen Lebzeiten. Ich habe die Lederhose zwar nicht verbrannt, aber in einen Altkleidercontainer geworfen. Ich wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Wir haben dann später wieder miteinander gesprochen und ich war versöhnt mit ihm, allerdings war da kein Herankommen. Immer diese Verteidigungshaltung. Viele Söhne hätten das vielleicht anders empfunden. Es ist immer die Frage, ob die Kinder sich damit konfrontieren oder ob sie ebenfalls wegschauen. Also epigenetisch belastet nicht hinschauen.“

Auch in der Waldheim-Affäre hätte sein Vater so reagiert. Er hielt Waldheim für einen nicht diskursfähigen Idioten. Zugleich nahm er aber die Verteidigungshaltung ein, man könne nicht abschätzen, was Waldheim wirklich gewusst habe. Jedenfalls habe sein Vater ihn gewählt. Die politische Situation rund um die Wahl Kurt Waldheims war der Wendepunkt in Christian Rainers Leben. „Ich war vorher nicht politisiert. Ich hatte als Student einmal Jes gewählt und einmal VSStÖ, das sagt schon alles.“ Ab diesem Zeitpunkt bewegte er sich rund um den Republikanischen Club Neues Österreich. „Wir zogen mit dem Hrdlicka-Pferd um die Häuser. Wir haben agitiert und kampagnisiert. Ich habe

„Die Mischung aus Intellektualität und Unterhaltung, das zieht mich an, mehr als der religiöse Bezug, der schwebt zwar mit, aber ich habe den Eindruck, dass im Stadttempel 50 Prozent eher Agnostiker sind.“

„Heute leben kaum mehr Täter und Opfer, die Zeitgeschichte wird auch in Österreich zur Geschichte, was nicht heißt, dass man die Erinnerungskultur aufheben soll. Aber ich erlebe das heute nicht mehr mit der Wut, die ich noch im Jahr 1986 und später hatte.“

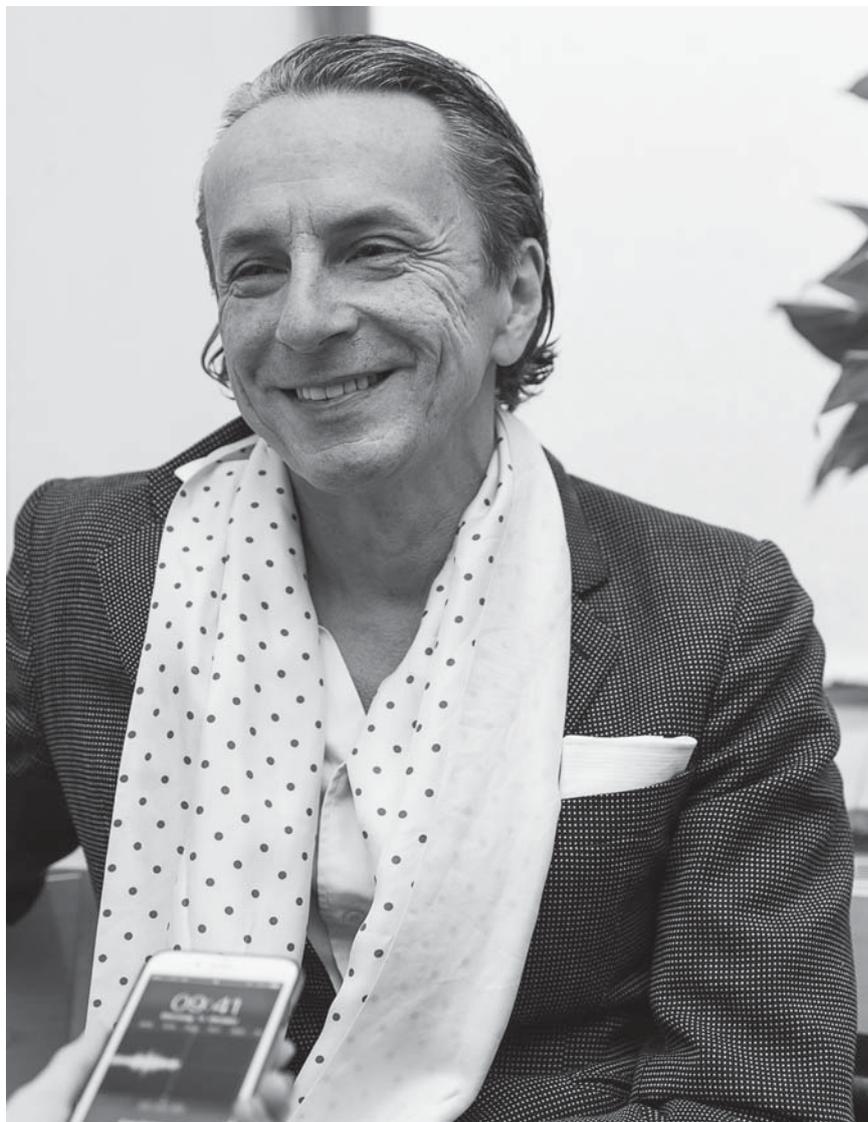
Slogans aus einem Auto mit Lautsprecher gerufen, vielleicht haben wir überzogen, aber das war wichtig.“

Armin Thurnher lädt ihn ein, im *Falter* zu schreiben, er wird für ihn zum Mentor. Über die *Arbeiterzeitung*, die *Wochenpresse*, die *Wirtschaftswoche* und den *Trend* führte sein Weg zum *profil*, zum „Zentralorgan des Antifaschismus“, wie Rainer sagt. „Das war ein eigenartiger Zufall der Geschichte, denn genau dorthin habe ich gehört.“ Auf meine Frage, wer dort die prägenden Figuren für ihn waren, meint er: „Eigentlich niemand, als ich dorthin kam, war das *profil* fast in Auflösung, viele waren weg. Prägend waren für mich eher die Eigentümer, vor allem Christian Konrad. Durch ihn habe ich gelernt, was Handschlagqualität ist und dass Manchester-Liberalismus nicht alles ist. Er repräsentiert die gute Seite der Macht.“

„Lernende, abnehmende Fremdheit“

Das Eintauchen ins Judentum erfolgt durch das Kennenlernen seiner damaligen Partnerin. Es war für ihn eine neue Welt, aber nicht mehr fremd: „Ich kannte durch den Republikanischen Club schon Doron Rabinovici und andere, die aber das Judentum agnostisch betreiben. Eine einschneidende Erfahrung war, als ich bei ihr zu Hause zu einem Feiertag eingeladen war. Plötzlich hat die ganze Familie lautstark zu diskutieren begonnen, sodass ich dachte, diese Familie zerbricht jetzt. Ich habe dann meine Freundin gefragt, was bei ihnen denn los sei? Sie war erstaunt und sagte, sie hätten doch nur intensiv miteinander geredet. Es war schön zu erleben, dass dort gestritten wurde, ohne dass das einen Bruch oder die Feindschaft bedeuten würde, das war für mich eine völlig neue Erfahrung.“

Berührungspunkte mit dem religiösen Judentum kam eher erst mit seinen beiden Zwillingmädchen, mit denen er jetzt manchmal die Feiertage



„Nach einer Bat Mizwa wollen katholische Kinder meistens zum Judentum konvertieren.“

begeht, und durch deren Bat Mizwa. Rainer bezeichnet es als „lernende, abnehmende Fremdheit“. Seine Kinder erleben umgekehrt auch Weihnachten mit seiner Familie in Ebensee.

Die Besuche in der Synagoge empfindet er als angenehm: „Es ist unterhaltsam, man muss nicht stillsitzen. Man findet dort schnell jemanden, mit dem man eine intellektuelle Auseinandersetzung führen kann. Dann ist da auch immer so viel Humor. Also die Mischung aus Intellektualität und Unterhaltung, das zieht mich an, mehr als

der religiöse Bezug, der schwebt zwar mit, aber ich habe den Eindruck, dass im Stadttempel 50 Prozent eher Agnostiker sind. Man spürt ein Gemeinschaftsgefühl und dass man sich gut unterhalten will und kann. Und auch die Gesänge, das kann einen schon mitreißen. Das ist in einer katholischen Kirche alles anders. Auch die Feiern sind ganz anders. Nach einer Bat Mizwa wollen katholische Kinder meistens zum Judentum konvertieren. Weil eine Firmung im Vergleich dazu furchtbar langweilig ist. Was mir

„Wenn ich mit meinen Kindern unterwegs bin, frage ich mich, warum ich mich über dies oder jenes überhaupt aufrege. Und warum ich nicht mehr Zeit mit ihnen verbringe. Es ist das Beste!“

so gut gefällt, ist die Mischung aus dem zutiefst weltlichen, humorvollen Leben und dem gleichzeitigen Abtauchen und Versinken in ein Gebet.“ Dieser Wechsel und das Bezugnehmen auf eine lange Geschichte hat es ihm besonders angetan. Phänomenal ist für ihn auch, wie schnell bei jüdischen Feiern ausgelassen getanzt wird und wie schnell man in eine Feierstimmung hineinfallen kann. „Das hat mich doppelt überrascht, weil es ohne Alkohol passiert. Beim Rest der Welt – abgesehen von den Muslimen – geht das nur ab einer gewissen Quantität von Alkohol. Das gemeinsame Tanzen ohne Berührungängste, das hat eine besondere Qualität.“

Ob er je an einen Übertritt gedacht hat. „Aber ja, gerade vor ein paar Tagen. Vielleicht weil ich im letzten **NU** über die Tochter von Donald Trump und ihren Übertritt gelesen habe. Da habe ich mich gefragt, wie konvertiert ein Atheist? Geht das überhaupt? Mit dem Gedanken habe ich gespielt, aber wenn du nicht gläubig bist, steckt sicher viel mehr Spielerei als Ernsthaftigkeit dahinter. Und bei Männern ist das noch viel schwieriger. Aua!“ Seine Töchter würden das jedenfalls humorvoll quittieren: „Na, das schauen wir uns an, ob du das alles auswendig lernen kannst ...“

„In Österreich kann es sehr schnell umschlagen, wie in Ungarn“

Wie beurteilt er die Situation heute, wenn man sich mit dem Punkt Antisemitismus auseinandersetzt? Er werde mit dem Älterwerden gelassener. Mittlerweile wird der Abstand zum Holocaust größer. „Heute leben kaum mehr Täter und Opfer, die Zeitgeschichte wird auch in Österreich zur Geschichte, was nicht heißt, dass man die Erinnerungskultur aufheben soll. Aber ich erlebe das heute nicht mehr mit der Wut, die ich noch im Jahr 1986 und später hatte.“ Doch manchmal bricht es wieder heraus. „Unlängst bei einem Abendessen im Fabios. Da sprach doch tatsächlich ein Mann in unserer Runde von der ‚Ostküste‘, die hinter vielen

Dingen stecke, die schief laufen. Ich habe ihn angebrüllt und bin gegangen. Diesen Reflex habe ich noch. Ein dummes Mensch, aber ich habe Dummheit niemals als Entschuldigung für Antisemitismus gelten lassen.“ Ob der Mann daraus lernen werde, frage ich: Rainer bezweifelt es, aber vielleicht habe er eine Lektion bekommen. „Die Zeit vergeht, bei unseren Kindern ist das alles kein Thema mehr. Ich spüre bis auf Dummheiten keinen Antisemitismus. Allerdings sind wir noch nicht an dem Punkt angelangt, an dem sich die USA befinden, dort schwingt unsere Geschichte nicht mit.“

Den vielbeschworenen Antisemitismus der Muslime kann er gar nicht nachvollziehen. Er ortet zwar die problematische Beziehung zu Israel, erlebe aber immer eine Differenzierung zwischen Israel und Juden, was sich vielleicht in einer Kriegssituation ändere. „Die Muslime, mit denen ich Kontakt habe, für die ist es kein Thema. Dann gibt es auch das Phänomen, dass ein Priester, Rabbi und ein Imam viel mehr miteinander zu reden haben, als mit einem Agnostiker wie mir, die haben eine Ebene, die mir fehlt. Sie glauben an einen Gott, die Ursprünge sind überschneidend.“ Andererseits dürfe man sich keine Illusionen machen, die sogenannte Integration in jeder Hinsicht würde viele Generationen in Anspruch nehmen. Hier steht



Christian Rainer, geb. 1961 in Gmunden, ist Chefredakteur und Herausgeber des Wochenmagazins *profil*. Er studierte in Wien Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, bevor er angesichts der „Waldheim-Affäre“ 1986 zunächst im *Falter* zu schreiben begann. Seine journalistische Karriere führte ihn von der *Arbeiterzeitung* über die *Wochenpresse* zur *Wirtschaftswoche*, zum *Trend* und schließlich zum *profil*.

viel auf tönernen Füßen, wie auch in der politischen Landschaft generell, meint Rainer. Die Schließung einer Zeitung wie in Ungarn könne auch in Österreich leicht passieren. „Ich warne immer vor einer Orbanisierung Österreichs, die von einem Tag auf den anderen geschehen kann. Da sind dann die Medien die Opfer, die Kulturlandschaft, da kann man schnell Zugriff bekommen, dann der Sicherheitsapparat, die Polizei, das geht schnell, dass die Freiheit eingeschränkt wird und die Funktionalität der Demokratie ausgehebelt wird. Ich bin mir nicht sicher, wie resistent die österreichische Rechtsprechung ist, ob Richter dann nicht anders richten und Staatsanwälte anders anklagen, der Opportunismus ist überall vorhanden. 1933 sind viele schnell umgefallen, wobei ich die Zeit nicht vergleichen möchte.“ Vielleicht gelingt es aber gerade Kern und Kurz gemeinsam, Strache zu entzaubern? „Wenn es jemandem gelingt, dann den beiden. Auch Kurz, das kann ich aus vollem Herzen sagen. Er ist weder ein Schnösel, noch setzt er Schritte aus Karrieregründen. Wenn es ihnen nicht gelingt, dann kann es in Österreich sehr schnell umschlagen, wie in Ungarn.“

Mir fällt ein passendes Zitat vom kürzlich verstorbenen Shimon Peres ein: „Optimisten und Pessimisten müssen beide sterben, doch Optimisten haben definitiv ein besseres Leben.“ Dazu meint Christian Rainer: „Ich sehe manchmal in all dem Optimismus, den ich lebe, schon den Abgrund. Wir müssen uns mit der Endlichkeit des Lebens auseinandersetzen. Ich werde jetzt 55 und es beschäftigt mich, dass ich manchmal den Abgrund sehe. Da muss man aufpassen, dass man nicht in eine Depression kippt.“ Ich empfehle ihm ein Buch mit jüdischen Witzen. Er meint, dass es auch gut sei, zu seinen Kindern zu gehen. „Wenn ich mit ihnen unterwegs bin, frage ich mich, warum ich mich über dies oder jenes überhaupt aufrege. Und warum ich nicht mehr Zeit mit ihnen verbringe. Es ist das Beste!“

nu

Franz Jossele im Heiligen Land

Von den Spuren der Habsburger in Jerusalem.

VON FERDINAND ALTENBURG

Neben dem 100. Todestag von Kaiser Franz Joseph I. jährt sich heuer, 2016, auch die Grundsteinlegung des Österreichisch-ungarischen Pilgerhauses in Jerusalem zum 160. Mal. Mit dem heutigen Österreichischen Hospiz verbunden ist eine weitgehend in Vergessenheit geratene, nicht zu unterschätzende Beziehung: die der Habsburgermonarchie zum Heiligen Land.

Erste Initiativen

An der Isolation Palästinas seit den Kreuzzügen hatte sich auch seit der Zerschlagung des Mamelukenreiches durch die Osmanen und die folgende Eroberung der Region 1516 kaum etwas geändert. Erst der Frieden von Zitvatorok 1606 zwischen dem Heiligen Römischen und dem Osmanischen Reich, der einen fast 17-jährigen Konflikt beenden sollte, öffnete ein Stück weit die Tür zum Orient. Dieser Annäherung ist es zu verdanken, dass 1615 ein Handelsabkommen zwischen Österreich und dem Osmanischen Reich zustande kam. Es folgte die Gründung der Ersten Österreichischen Orientkompagnie, deren Verdienste allerdings nie an jene ihrer britischen und holländischen Vorbilder herankommen sollte.

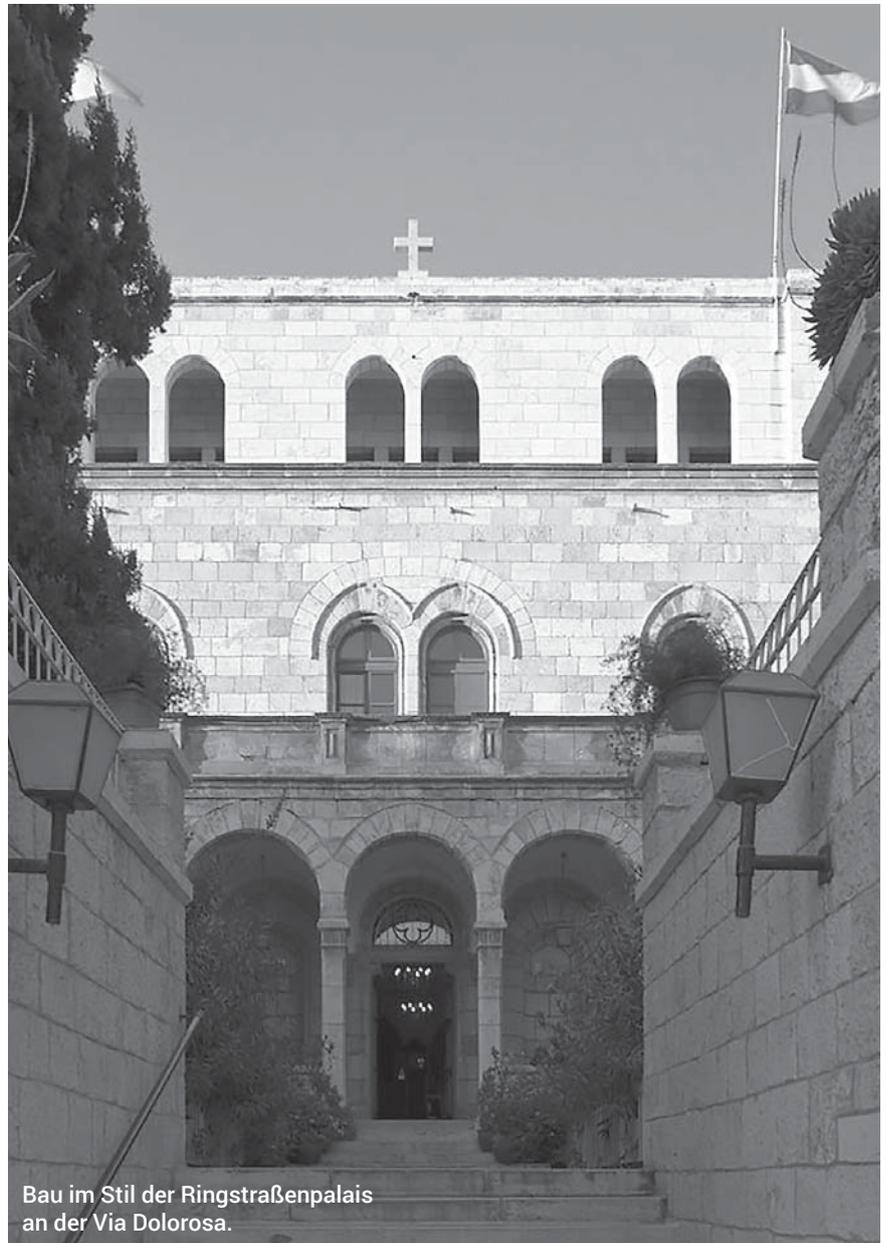
Im Zuge des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation gelangte nun auch Jerusalem wieder in die Wahrnehmung des christlichen Abendlandes, und so kam es, dass in Wien und anderen europäischen Städten Generalkommissariate des Heiligen Landes eröffnet wurden, die

es sich zur Aufgabe machten, für die Instandhaltung und Renovierung der heiligen Stätten durch Franziskanermonche Spenden zu sammeln.

Diesem unbeholfenen Stolpern gen Osten wurde allerdings mit dem zweiten Türkenkrieg ein jähes Ende gesetzt.

Die Orientalische Frage

Erst mit dieser Krise im Jahr 1840 erfuhr die Region Palästina jenen Wandel zur modernen Bühne westlicher Großmächte, auf der es sich zu behaupten galt – sowohl in imperialen als auch religionspolitischen Angele-



Bau im Stil der Ringstraßenpalais an der Via Dolorosa.

© BERTHOLD WERNER

Neben dem 100. Todestag von Kaiser Franz Joseph I. jährt sich heuer, 2016, auch die Grundsteinlegung für das heutige Österreichische Hospiz in Jerusalem zum 160. Mal.

genheiten: eine Ausgangslage, der sich auch das heutige Israel nicht entziehen konnte.

Muhammad Ali Pascha, Gouverneur des osmanisch beherrschten Ägypten, nützte den zunehmenden Machtverfall am Bosphorus, sagte sich los von Sultan und Großwesir und marschierte mit seinen Truppen nach Norden, durch Palästina, Syrien, ja bis nach Anatolien. Um die Stabilität in der Region zu wahren, rückte unter der Führung Großbritanniens eine neue Heilige Allianz, an der sich auch Österreich mit mehreren Truppenverbänden beteiligte, an der Seite der Osmanen gegen Muhammad Ali und seine französischen Verbündeten ins Feld. Die Ägypter wurden erfolgreich aus der Levante vertrieben und das Osmanische Reich fand sich nun vom Wohlwollen der westlichen Mächte abhängig. Diese hatten bei einer Konferenz in London noch vor dem Beginn der Offensive über den Status Palästinas debattiert. Preußen hatte die Vision von Jerusalem unter europäischem Kollektivprotektorat, die Briten liebäugelten mit der Idee eines unabhängigen christlichen Staates in Palästina unter einem von der gesamten Christenheit anerkannten Fürsten, während Russland sich wiederum für die Vormachtstellung der griechisch-orthodoxen Kirche einsetzte. Indes plädierte Metternich für einen Verbleib unter osmanischer Herrschaft, nicht zuletzt, um Aufruhr in der muslimischen Welt zu vermeiden. Mehr als den österreichischen Bedenken ist es wohl dem Ausbleiben einer Einigung zu verdanken, dass die Region nicht damals schon einen Schlag mit dem Lineal erfuhr, wie knappe 80 Jahre später durch das Sykes-Picot-Abkommen.

Friedliche Kreuzritter

Wurden Fantasien von territorialer Kontrolle der Region Palästina zwar nun vollends verworfen, blieb dem Westen neben der Erschließung von Märkten noch die religiös-kulturelle Einflussnahme. Ermöglicht wurde diese durch die Öffnung Jerusalems

unter einem nun gefügigen Osmanischen Reich. Es bot sich diplomatischer Spielraum und zahlreiche Konsulate wurden eingerichtet. Nach England, Frankreich, Sardinien und den USA eröffneten auch die Österreicher 1849 zögerlich, ja fast aus Gruppenzwang ihr Vizekonsulat in Jerusalem. Als Vizekonsul wurde Josef Pizzamano entsandt. Auf diesen Venezianer sind die meisten Akzente in Jerusalem und dem Umland zurückzuführen, die Österreich-Ungarn in den folgenden Jahren setzen sollte. Es folgte bald die Emanzipation vom Generalkonsul in Beirut, Pizzamano wurde offiziell Generalkonsul für Palästina.

Jerusalem war damit näher gerückt, was für einen neuen Schub an Frömmigkeit in Österreich sorgte. Die erneut ins Leben gerufenen Kommissariate sammelten in Europa wieder reichlich Spenden. Da aus Österreich die meisten Gelder nach Jerusalem flossen, bemühte man sich, den Franzosen, die seit jeher die Führung der ansässigen Katholiken für sich beanspruchten, eben diese streitig zu machen. Gelingen sollte dies allerdings nie. Das änderte wenig daran, dass sich Pizzamano tatkräftig ans Werk machte, Österreich auf dieser heiligen Bühne entsprechend zur Schau zu stellen. Vorzeigeprojekt für dieses Bestreben wurde nun das bereits erwähnte Österreichisch-ungarische Pilgerhospiz. Die Errichtung des Gebäudes im Stil der Ringstraßenpalais mitten in der Altstadt, an der Via Dolorosa, war zwar von allerlei Schwierigkeiten begleitet, es galt jedoch nach der Fertigstellung als Monument kaiserlicher Präsenz und handfestes Symbol der österreichisch-ungarischen Interessen. Neben der Beherbergung von Reisenden widmete sich die Monarchie auch deren Transport. Der Österreichische Lloyd eröffnete als erste Dampfschiffahrtsgesellschaft einen Liniendienst nach Haifa. Auch das Postwesen in der Region wurde von Österreich dominiert, schließlich wurde der österreichische Postdienst in der Levante

von allen in der Region aktiven Parteien und der lokalen Bevölkerung genutzt und für seine Effizienz und Zuverlässigkeit gepriesen.

Mazzesinsel am Mittelmeer – die Schutzmacht Österreich

Die meisten christlichen Pilger, so fromm sie auch sein mochten, mussten irgendwann wieder abreisen. Viele Juden aus der Donaumonarchie allerdings entschlossen sich zu bleiben. Anfangs gewährte Pizzamano nur jenen Einwanderern konsularischen Schutz, die ihre österreichische Staatsbürgerschaft einwandfrei nachweisen konnten. Mit der Zeit und dem Hintergedanken, durch eine größere Schutzgemeinde an Einfluss zu gewinnen, verlieh man den allseits begehrten konsularischen Schutz – er entzog den Träger ein Stück weit der osmanischen Jurisdiktion – bald schon freizügiger. Somit kam es, dass auch zahlreiche russische Juden, deren Heimatland noch keine diplomatische Vertretung in Palästina etabliert hatte, unter den Schutz der Donaumonarchie kamen. Es dauerte nicht lang, bis ganze Gemeinden, namentlich Safed und Tiberias, nachzogen. Auf knappe 100 österreichische Christen kamen schließlich 1700 Juden, die österreichische Protektion genossen. Die jüdische Gemeinde erhielt auch finanzielle Zuwendungen der Monarchie. Mit Geldern aus Österreich und Pizzamanos Vermittlung bei den osmanischen Behörden konnten die Pariser Rothschilds ein dringend benötigtes Spital, eine Leihkasse, eine Mädchen- und eine Handwerksschule in Jerusalem einrichten – alle unter konsularischem Schutz Österreichs. Das Bestreben der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, eine modern-säkulare jüdische Schule in Jerusalem zu schaffen, wurde ebenfalls von Pizzamano tatkräftig unterstützt, obwohl das Unterfangen von orthodoxer, meist galizischstämmiger Seite starken Widerstand erfuhr. Viele wohlhabende Wiener Juden wollten sich in jenen Jahren in Jerusalem verewigen und



Mosaik in der Hospizkapelle

stifteten Armenwohnungen für jüdische Pilger und Neuankömmlinge. Bau und Instandhaltung dieser Unterkünfte wurden ebenfalls vom Generalkonsulat überwacht und gefördert.

Die Pilgerfahrt des Kaisers

Höhepunkt des österreichischen Wirkens in Palästina war wohl der Besuch Kaiser Franz Josephs, der es sich anlässlich der Eröffnung der Suezkanals 1869 nicht nehmen ließ, nach Jerusalem zu pilgern. Nach einem Zwischenstopp in Konstantinopel, bei dem sich die beiden bröckelnden Vielvölkerstaaten in gewohnt imperial-eskapistischer Natur zuprosteten, ging es per Schiff nach Jaffa und von dort aus mit einer vom Sultan zur Verfügung gestellten, 600 Kamele starken Karawane auf einer eigens gebauten Straße nach Jerusalem. Sogar ein vier Zentner schweres Bett aus purem Silber wurde mitgeschleppt, um jeden Abend für den Kaiser auf- und morgens wieder abgebaut zu werden. Kurz vor der Stadt stieg der Kaiser vom Pferd und durchschritt zu Fuß, in der Rolle eines frommen Pilgers, das Tor nach Jerusalem. Als erstes gekröntes Staatsoberhaupt

seit 600 Jahren wurde er von der gesamten Bevölkerung jubelnd in Empfang genommen. Die verschiedenen Heiligtümer wurden besichtigt und allerlei Segen empfangen, genächtigt wurde selbstverständlich im Hospiz. Beim Rundgang im jüdischen Viertel vor der Abreise soll der Kaiser auf eine leerstehende Baustelle mit der Frage gedeutet haben, warum jene Synagoge denn kein Dach habe. „Aus Respekt vor Eurer Majestät zog sie den Hut“, soll die Antwort gelautet haben. Der Hut wurde gestiftet.

Vom Zerfall zur Gegenwart

Mit dem Tod Pizzamanos 1860 wurde es zusehends ruhiger um das österreichische Konsulat in Jerusalem. Der Krimkrieg und der Krieg gegen Preußen lenkten die Aufmerksamkeit auf andere Regionen, und schließlich zog der Erste Weltkrieg einen endgültigen Schlussstrich unter die österreichische Palästinapolitik. Nach dem Abzug der osmanischen Truppen und einiger k.u.k.-Grenadiere aus der Region war Palästina bis 1948 britisches Mandatsgebiet. Was bleibt, ist neben der Botschaft das nach turbulenter Ge-

schichte wiedereröffnete Hospiz, ein österreichisches Kulturforum in Tel Aviv und ein Repräsentationsbüro in Ramallah. Möchte man von etwas wie einer Schutzgemeinde sprechen, wäre das heute wohl die der Palästinenser. Das Hospiz beschäftigt vorwiegend arabische Christen und betreibt mehrere Bildungsprojekte, während das Repräsentationsbüro sich Infrastrukturprojekten in den Autonomiegebieten widmet.

Die Monarchie jedenfalls ist Geschichte, auch wenn man im Österreichischen Pilgerhospiz einen anderen Eindruck bekommen könnte. Ihre Auslandspolitik bleibt ein verstecktes Kleinod der Geschichte, das es verdient, alle Jubeljahre abgestaubt, betrachtet und geschätzt zu werden. *nu*

Buchempfehlung:

Robert-Tarek Fischer

Österreich im Nahen Osten

Die Großmachtspolitik der Habsburgermonarchie im Arabischen Orient 1633-1918

Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 2006
314 Seiten, EUR 29,90

Das Hospiz beschäftigt vorwiegend arabische Christen und betreibt mehrere Bildungsprojekte, während das Repräsentationsbüro sich Infrastrukturprojekten in den Autonomiegebieten widmet.

Der „Thomas Alva Edison“ aus Wien

So manche schier unglaubliche Lebensgeschichte des 20. Jahrhunderts bleibt ungeschrieben. Die Geschichte des gebürtigen Österreichers Heinz Joseph Gerber war lange Zeit eine solche. Erst nachdem sein Sohn David J. Gerber ein Buch über das außergewöhnliche Leben seines Vaters herausbrachte, wurde die Geschichte des „Thomas Alva Edison der Produktionstechnik“ weiteren Kreisen bekannt – bisher jedoch nur in den USA, noch nicht in Österreich.

VON MARTIN ENGELBERG



Gerber (links): „Steter Tropfen höhlt den Stein.“

Die Geschichte ist ebenso faszinierend wie nahezu unfassbar: Dem 15-jährigen Heinz Joseph Gerber gelingt die Flucht vor den Nazis und er kann in die USA einreisen. Dort verdingt er sich als Landarbeiter, um mit schwerer Arbeit auf Tabakfeldern seine Existenz zu sichern. Dann überredet er den Direktor der örtlichen High School, ihm die Chance zu geben, die Matura in zwei Jahren nachzuholen und absolviert danach erfolgreich ein Technikstudium – alles neben der Arbeit. Nur wenige Jahre später, keine 13 Jahre nach seiner Ankunft in den USA, wird er für seine ersten Erfindungen bereits als eine der zehn herausragenden Persönlichkeiten Amerikas geehrt.

„Mein Vater hat durch seinen Groß-

vater in Wien eine sehr wertebegleitete Erziehung erhalten. Er wuchs bei Dr. Philipp Spielmann, dem Vater seiner Mutter auf, der in der besten Tradition der jüdischen Ärzte dieser Zeit sozial höchst engagiert war. Er arbeitete viel und schwer und war immer darauf bedacht, der Gesellschaft zu dienen, ihr etwas zurückzugeben. Das hat meinen Vater sehr geprägt“, erzählt David Gerber in einem gemütlichen New Yorker Kaffeehaus im Greenwich Village. „Das kommt einem Wiener Café am nächsten“, wie David gleich am Anfang sagt. Die Verbundenheit zur Wiener Kultur hat sich also auf die nächste Generation übertragen.

Aber ohne die Emigration in die USA wäre aus Heinz Joseph Gerber

womöglich nichts Besonderes geworden. Davon war er zeitlebens überzeugt. „Mein Vater sagte über Amerika immer, dass es das Land sei, von dem er in seiner Jugend in Wien immer geträumt hatte, ohne es zu kennen“, erzählt Gerber junior. Die Dankbarkeit von Heinz Gerber gegenüber den USA war überschwänglich. In seiner Dankesrede anlässlich der Ehrung als einer der „Ten Outstanding Men of America“ sagte er dann auch: „Das ist der größte Tag meines Lebens. Vor weniger als 13 Jahren, im Alter von 15 Jahren, kam ich an diesen Ufern als ein verspäteter Pilger an. Sie haben mich aufgenommen, Sie haben mir das Privileg gegeben, arbeiten zu dürfen, und die Möglichkeit zu lernen. Nur

Gerbers Lebenslauf inspirierte viele Menschen, und all das von ihm Verwirklichte revolutionierte eine Vielzahl von Industriesparten bis in die Gegenwart. Seine Geschichte fand sich sogar im Broadway-Stück „Young Man in a Hurry“ wieder.

in unserem amerikanischen ökonomischen, moralischen und sozialen System war es möglich zu wachsen, sich zu messen und sich als freier Mensch und als freier Bürger zu entwickeln. Mein Leben hat nur ein ultimatives Ziel. Zu dienen – dir, Amerika zu dienen.“ Es sind bemerkenswerte Worte eines Immigranten mit fast erschreckender Aktualität.

Gerbers „Variable Scale“

Während des Studiums erfindet Gerber einen variablen Maßstab, um auf einfache Weise Interpolationen, Verhältnismäßigkeiten und Maßstäbe berechnen zu können. Das einfachste Beispiel: Anstatt auf einer Karte eine Distanz zu messen und dann mittels des angegebenen Maßstabes die tatsächliche Entfernung zu errechnen – was oft eine sehr komplizierte Arbeit sein kann – war dies nunmehr mit Ger-

bers „Variable Scale“ auf denkbar einfache Weise möglich geworden. „Das Unglaubliche ist: Mein Vater saß total erschöpft vor einer Hausaufgabe mit endlosen Berechnungen und fürchtete, es nicht mehr rechtzeitig zu schaffen. Da kam ihm die geniale Idee und er verwendete dafür das Gummiband seines Pyjamas: das einzige Kleidungsstück, das er sich noch aus Wien bewahrt hatte“, erzählt Sohn Gerber. Heute befindet sich ebendieses Gummiband in der Ausstellung des Smithsonian National Museum of American History in Washington, D.C.

Heinz Joseph Gerber patentierte diese Erfindung, erhielt ein Investment von 3.000 US-Dollar und gründete seine erste Firma. Bald darauf heiratete er Sonia Kanciper. David Gerber: „Aber so wie mein Vater eben gestrickt war, nützte er die Hochzeitsreise, die quer durch Amerika ging, gleich einmal, um

bei den unterschiedlichsten Unternehmen anzuklopfen und anzufragen, ob er nicht deren Produktionen modernisieren könne. Sein Lebensmotto war: ‚Steter Tropfen höhlt den Stein.‘ Er hat einfach so lang an Türen geklopft, bis jemand geöffnet hat.“

So wurde Heinz Joseph Gerber bald ein Pionier auf dem Gebiet des Scannens und der Digitalisierung und revolutionierte damit die noch weitgehend arbeitsintensiven, nicht-automatisierten Produktionsmethoden der amerikanischen Industrie der 1950er und 1960er Jahre. Seine brillianteste Erfindung: Der GERBERcutter. Dieser konnte in weniger als drei Minuten 3.500 Einzelteile für 50 Männeranzüge in höchster Präzision zuschneiden. Erfunden im Jahr 1969, wurde die Maschine als einer der bedeutendsten technologischen Fortschritte dieser Zeit angesehen. Die Schnelligkeit und

Clinton über Gerber: „Joe hatte im Laufe seines reichhaltigen Lebens einen tiefen Einfluss auf unsere Nation.“



das Wegfallen der enormen Materialverluste gegenüber dem Zuschneiden durch Menschenhand revolutionierten die gesamte Bekleidungsindustrie. „Basierend auf dieser Erfindung wurden daraufhin Maschinen im Wert von vielen Milliarden Dollar produziert, exorbitante Materialeinsparungen und Qualitätssteigerungen verwirklicht“, erzählt David Gerber.

Ein Konglomerat an Technologie-Firmen

Ähnliches vollbrachte Heinz Joseph Gerber auf so unterschiedlichen Gebieten wie der Produktion von Flugzeugen, Autos, Schiffen und bei Platinen für elektronische Produkte für den Haushalt, die Industrie und das Militär. Im Lauf der Jahrzehnte schuf Gerber ein ganzes Konglomerat an Technologie-Firmen, die er 1979 in einer Holding zusammenfasste und 1980 an die New Yorker Börse brachte. Er blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1996 Vorstandschef und der wichtigste Erfinder im Unternehmen.

Sein Lebenslauf inspirierte viele Menschen, und all das von ihm Wirklichte revolutionierte eine Vielzahl von Industriesparten bis in die Gegenwart. Seine Geschichte fand sich sogar im Broadway-Stück „Young Man in a Hurry“ wieder. Gerber wurde auch in zahlreichen US-Medien porträtiert. Dadurch erlangten einige seiner Aussprüche Berühmtheit. So zum Beispiel: „Die Essenz von gutem Management ist die Fähigkeit, ohne das volle Wissen über alle Fakten kluge Entscheidungen zu treffen.“ Oder: „Geld ist nicht die treibende Kraft in meinem Leben. Ich werde überlegen, in Pension zu gehen, sobald es in Moskau eine Börse gibt.“ Dazu sein Sohn David schmunzelnd: „Das sagte mein Vater im Jahr 1985, um dann natürlich nach dem Fall der Sowjetunion und der tatsächlich erfolgenden Einrichtung einer Börse doch noch bis zu seinem Lebensende im Unternehmen weiterzuarbeiten.“



„Mein Vater sagte über Amerika, dass es das Land sei, von dem er in seiner Jugend in Wien immer geträumt hatte, ohne es zu kennen“, erzählt Gerber junior (links).

Präsident Bill Clinton ehrte Heinz Joseph Gerber und sagte über ihn: „Joe hatte im Laufe seines reichhaltigen Lebens einen profunden Einfluss auf unsere Nation. Seine brillanten und innovativen Ideen halfen unserer Nation, sich auf die technologischen Fortschritte des nächsten Jahrhunderts vorzubereiten.“ Das renommierte MIT-Center für technologische Weiterentwicklungen schreibt über Gerber: „Jene, die seine Errungenschaften kennen, sehen in ihm einen der größten amerikanischen Erfinder und Geschäftsleute des 20. Jahrhunderts.“

Im Jahr 1965 kehrte Heinz Joseph Gerber zum ersten Mal wieder nach Wien zurück. Er besuchte die Wohnung, in der er seine Kindheit verbracht hatte und genoss den Spaziergang am Ring. In den späten 1980er Jahren fragte der damalige Präsident Kurt Waldheim bei Gerber an, ob er bereit wäre, Mitglied einer kleinen Gruppe von wirtschaftlichen Beratern für die österreichische Regierung zu werden, berichtet sein Sohn David Gerber in seinem Buch über den Vater. Gerber beriet sich mit einem Rabbiner, der ihm empfahl, die Position anzunehmen, um guten Wil-

len für die jüdische Gemeinde in Österreich zu schaffen. Seine Mutter Bertha hatte einen anderen Zugang. Sie wollte ihm keinen Rat geben und fragte ihn nur: „Wie würdest du dich fühlen, wenn du es tätest?“ Am nächsten Tag lehnte Gerber das Angebot Waldheims ab. Von sonstigen Kontaktaufnahmen oder Einladungen seitens österreichischer Stellen ist nichts bekannt. Ebenso wenig wie von allfälligen Ehrungen oder auch nur Erwähnungen.

nu

Heinz Joseph Gerber, geboren 1924 in Wien, war ein höchst erfolgreicher amerikanischer Erfinder und Geschäftsmann. Er konnte im Alter von 15 Jahren vor den Nazis aus Wien fliehen und machte in den USA eine bemerkenswerte Karriere, die ihm den Beinamen „Thomas Alva Edison der Produktionstechnik“ eintrug. Gerber wurde in den USA vielfach gewürdigt und geehrt, nicht jedoch in Österreich. Sein Sohn David J. Gerber hat vor kurzem ein Buch über das Leben seines Vaters herausgebracht. Es erschien auf Englisch im Verlag Yale University Press und trägt den Titel *The Inventor's Dilemma – The Remarkable Life of H. Joseph Gerber*. Die Wiener Firma Stefan Landau vertritt Gerbers Unternehmen seit Jahrzehnten in Mittel- und Osteuropa. Daraus hat sich auch eine persönliche Freundschaft zwischen David Gerber und dem Juniorchef Oliver Landau entwickelt.

Das renommierte MIT-Center für technologische Weiterentwicklungen schreibt über Gerber: „Jene, die seine Errungenschaften kennen, sehen in ihm einen der größten amerikanischen Erfinder und Geschäftsleute des 20. Jahrhunderts.“

Ehrung für einen frühen Wegbereiter der Exilforschung

Egon Schwarz, einem US-amerikanischen, aus Wien stammenden Literaturwissenschaftler und frühen Wegbereiter der Exilforschung, wurde im Oktober 2016 im Literaturhaus Wien die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für Exilforschung verliehen.

VON HERBERT VOGLMAYR

Durch sein wissenschaftliches Werk und nicht zuletzt durch seine mehrfach aufgelegte Autobiografie *Unfreiwillige Wanderjahre*, erstmals publiziert 1979 unter dem Titel *Keine Zeit für Eichendorff*, hat Egon Schwarz deutlich gemacht, was Exil bedeutet.

Seine Memoiren sind ein beeindruckendes Überlebensdokument, das mit dem aus seiner Sicht „schlecht gewählten Zeitpunkt der Geburt“ beginnt und von Kindheit und Jugend in einem Wien erzählt, in dem sich Arbeitslosigkeit und Antisemitismus ausbreiten und das jüdische Milieu seiner Herkunft von einem Riss zwischen überlieferter Lebensweise und Assimilation an eine idealisierte deutsche Kultur durchzogen ist. 1938 verlässt der sechzehnjährige Gymnasiast mit seiner Familie Wien und landet auf der abenteuerlichen Flucht über Bratislava und Prag in der kolonialistischen Hölle der berüchtigten Erzbergwerke von Potosí in Bolivien, wo Minen und Indios von ausländischen

Kapitalgesellschaften hemmungslos ausgebeutet werden. Humanitäre Bedenken gibt es dabei nicht, die indigenen Grubenarbeiter werden unter wahrlich infernoartigen und lebensgefährlichen Arbeitsbedingungen zu Höchstleistungen angetrieben. Viele von ihnen sind aus dem Tiefland und vertragen die dünne Höhenluft (über 4.000 m Seehöhe) nicht. Zu Tausenden kommen sie in den Minen zu Tode.

Als Jude auf der untersten Stufe

Im Kampf ums ökonomische Überleben schlägt sich Egon Schwarz als Laufbursche, Hilfsarbeiter und Hausierer durch, dann für drei Jahre als Arbeiter in einer Zinngrube. Doch weil er Europäer ist, obwohl als Jude nur einer der untersten Stufe, kann er Ende 1944 die Mine verlassen und gelangt über Chile nach Ecuador, wo er für einige Jahre als Buchhalter der United Fruit Company arbeitet. Mit großer Anstrengung holt er die Hochschulreife nach und kann sich an einer ecuadorianischen Provinzuniversität einschreiben, bis ihm schließlich 1948 der Sprung an eine Universität in den USA gelingt, ermöglicht durch unwahrscheinliche Zufälle und die Hilfe anderer Menschen.

Mit dem Germanistik-Studium in den USA legt er den Grundstein für eine äußerst erfolgreiche akademische Laufbahn an der Harvard University in Boston und der Washington University in St. Louis. Seine Erfahrungen in Südamerika prägen nicht nur seine kritische Haltung zu kapitalistischem Unrecht, sondern auch seine Methodik: Er plädiert für die Einbindung der Literatur in einen kultur- und sozialgeschichtlichen Kontext, weg von einer romantischen, äs-

thetisierenden oder nationalistischen Literaturlauffassung. Aus seinem umfangreichen Œuvre sorgen neben der Autobiografie vor allem seine Bücher über Hofmannsthal und Rilke für großes Aufsehen. Die Textsammlung *Verbannung* (1964 mit Matthias Wegner herausgegeben) ist das erste umfangreichere Buch mit Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil. Erwähnt sei auch noch sein besonderes Interesse an der deutschsprachigen jüdischen Literatur sowie seine Arbeit als Literaturkritiker, mit über 200 Rezensionen allein für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.

Selten hat jemand, den es auf der Flucht vor Hitler so total, so mittellos, so ausweglos in die finsterste Kolonialzeit verschlug, auf dem Weg zurück den Sprung in die akademische Welt des Wortes geschafft, um dann in formvollendeten Memoiren vom Leben in diesem Inferno zu berichten, wobei gerade der eher unterkühlte Stil dieses Buches einen Blick in die unendlichen Gefilde derjenigen öffnet, für die es die Glücksbegegnung mit rettenden Menschen nicht gab. *nu*



Egon Schwarz
Unfreiwillige Wanderjahre:
Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente
C. H. Beck Verlag, München 2005
Seiten 260, EUR 12,90

Die Herren am Spielfeldrand

Ein Forschungsprojekt hat sich auf die Suche nach den Spuren jüdischer Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit gemacht. Dabei konnten etwa 550 Personen identifiziert werden. Ziel ist es, das soziale Feld des Sports als Ort von Identitätspolitik zu beleuchten.

VON BERNHARD HACHLEITNER

Willy Kurtz war Schwergewichtsboxer und Boxsportfunktionär, im Zivilberuf Kunsthändler, konvertierte Mitte der 1920er Jahre zum Christentum und wurde Mitglied der Heimwehr.

Siegfried Samuel Deutsch betrieb das Kleidungsgeschäft „Wiener Salon“ am Floridsdorfer Spitz. Er praktizierte zumindest die grundlegenden jüdi-

schen Rituale. Er war Präsident des Floridsdorfer AC, des Wiener Fußballverbands und der sozialdemokratischen „Vereinigung der Amateur-Fußball-Vereine Österreichs“ (VAFÖ).

Der spätere Journalist Emanuel Fiscus arbeitete bereits als Student während des Ersten Weltkriegs bei einem zionistischen Hilfsverein. Fiscus war Obmann der Hasmonea, Funktionär von Ahawat Zion und Verbandskapitän des Jüdischen Sportverbands Österreich.

Schon ein kurzer Blick auf diese drei Personen zeigt, wie breit das Spektrum jüdischer Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit ist: beruflich, politisch und im Verhältnis zum Judentum. Im Forschungsprojekt „Jüdische Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit“ geht es nicht um klassische Biografien, sondern darum, das soziale Feld des Sports als Ort von Identitätspolitik im Wien der Zwischenkriegszeit zu rekonstruieren. Im Mittelpunkt steht dabei der Fußball, aber auch der Schwimmsport, Eiskunstlauf und Boxen, das Skifahren

und der Arbeitersport bilden wichtige Bestandteile der Untersuchung.

Funktionäre sind aus mehreren Gründen interessant: Anders aber als die Fußballspieler, die im Profifußball Objekte auf dem Transfermarkt waren und die Vereine oft mehrmals wechselten, war die Zugehörigkeit der Funktionäre zu ihren jeweiligen Vereinen stabiler: Sie wählten einen Verein, dem sie sich nahe fühlten – geografisch, sozial oder auch politisch. Außerdem agierten fast alle Funktionäre ehrenamtlich, sie hatten also auch einen Beruf. So lassen sich mögliche Unterschiede und Parallelen in den Zuschreibungen an eine Person feststellen – je nachdem, ob diese als Sportfunktionär beziehungsweise als Schneidermeister, Anwalt oder Arzt apostrophiert wird. Sportfunktionäre (zumindest jene bei den größeren Fußballvereinen, mit Abstrichen auch in anderen Sportarten) waren öffentliche Figuren.

Etwa 550 jüdische Funktionäre

Mit den bei der Vereinspolizei aufbewahrten historischen Vorstands-

Das brasilianische Visum von Leopold Klagsbrunn

75

REPUBLICA DOS ESTADOS UNIDOS DO BRASIL
FICHA CONSULAR DE QUALIFICAÇÃO

Esta ficha, expedida em duas vias, será entregue á Polícia Maritima e á Imigração no porto de destino

Nome por extenso LEOPOLD KLAGSBRUNN
Admitido em territorio nacional em carater Temporário
Nos termos do art. 25 letra a do dec. n.º 300, de 1938.
Logar e data de nascimento Wadowice, 2 / 2 / 1888
Nacionalidade Alema Estado civil Casado
Filiação (nome do Pai e da Mãe) Ignatz Klagsbrunn e Johanna Klagsbrunn-Thieberger Profissão Chimico
Residência no país de origem R. Sta. Marta, 224-1.º - LISBOA

	NOME	IDADE	SEXO
FILHOS MENORES DE 18 ANOS			

Passaporte n.º 184/38 expedido pelas autoridades de Consulado Alemão em Lisboa na data 6-2-1939
visado sob n.º 475

Assinatura do portador
Leopold Klagsbrunn

325926

Consulado Geral do Brasil em Lisboa, 22 de Fevereiro de 19 39
O Consul Geral
[Signature]



Im Forschungsprojekt „Jüdische Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit“ geht es nicht um klassische Biografien, sondern darum, das soziale Feld des Sports als Ort von Identitätspolitik im Wien der Zwischenkriegszeit zu rekonstruieren.

listen konnte – bei den noch existierenden Vereinen – eine erste Liste von mehr als 3.000 Namen, meist auch Adressen, manchmal auch Geburtsdaten von Sportfunktionären, die bei etwa 40 Vereinen und in elf Verbänden tätig waren, erstellt werden. Nun stellte sich die Frage: Wer von diesen 3.000 waren Juden? Selbstdefinition und Fremdzuschreibungen müssen dabei nicht unbedingt übereinstimmen. Deshalb sind für dieses Projekt auch Personen interessant, von denen nicht bekannt ist, ob sie sich selbst als Juden betrachtet haben – wenn es Belege dafür gibt, dass sie von anderen als Juden gesehen wurden. Es geht nicht darum, jemanden „als Juden zu definieren“, sondern um die Rekonstruktionen historischer Diskurse, und dazu gehören auch Fremdzuschreibungen. Neben den Daten der Vereinsbehörde und der IKG haben sich die historischen Meldeunterlagen im Wiener Stadt- und Landesarchiv als unverzichtbare Quelle erwiesen. Auf einem Meldezettel sind nämlich nicht nur Namen und Adresse angeführt, sondern auch Geburtsdatum, Ehepartner, Kinder, allfällige Beteiligungen an Firmen, akademische Titel – und das Religionsbekenntnis. Diese gesammelten Daten bilden die Basis für unsere Datenbank, die grundlegende Informationen zu diesen etwa 550 jüdischen Sportfunktionären enthält. Davon waren knapp über 100 bei der Hakoah, knapp über 200 bei anderen jüdischen Vereinen und etwa 250 bei nicht-jüdischen Vereinen tätig.

Zuschreibungen über den Raum

Sieht man von den explizit jüdischen Vereinen ab, zeigt sich, dass Zuschreibungen von „jüdisch“ beziehungsweise „nicht-jüdisch“ nicht unbedingt mit dem Judentum der handelnden Personen übereinstimmen müssen. Sie sind aber auch nicht willkürlich, sondern folgen anderen Logiken. Die Wiener Austria gilt als prototypischer Kaffeehausverein – oder „Cityclub“ – mit starker jüdischer

Konnotation. Tatsächlich stand mit Emanuel „Michl“ Schwarz lange Zeit ein jüdischer Präsident an der Spitze, in den 1930er Jahren war die überwiegende Anzahl der Funktionäre jüdisch. Soweit ist das keine Überraschung. Das populäre Gegenbild zu den Cityclubs bildeten die Vorstadtvereine. Einer davon war der FAC. Mit Siegfried Samuel Deutsch, Viktor Berger, Fritz Grünwald und Leo Klagsbrunn hatte er in der Zwischenkriegszeit insgesamt vier jüdische Präsidenten. Trotzdem wird der FAC in den zeitgenössischen Diskursen nirgends als jüdischer Verein bezeichnet. Im Gegenteil: Der FAC galt – im strikten Gegensatz zu den weit verbreiteten antisemitischen Stereotypen – als Vorzeigebispiel eines solide wirtschaftenden, bodenständigen Bezirksvereins. Die dominante Zuschreibung wird durch den Raum (Vorstadt) bestimmt. Der FAC war übrigens nicht der einzige Vorstadtklub mit jüdischen Präsidenten: Beim Lokalrivalen Admira stand Rudolf Mütz an der Spitze, Rapid hatte mit Hans Fischer und Leo Deutsch zwei jüdische Präsidenten.

Bei allen angesprochenen Unterschieden gab es zwischen den untersuchten Personen große Gemeinsamkeiten: Die meisten gehörten einer „Mittelschicht“ (mit allen Problemen der Abgrenzung) an: Viele waren Gewerbetreibende, Angestellte, Beamte, Ärzte oder Rechtsanwälte – und Männer. Eine der wenigen Sportfunktionärinnen ist Ella Zirner-Zwieback, Besitzerin des Kaufhauses Zwieback und Präsidentin der Damenfußball-Union. Eine weitere Gemeinsamkeit ist das Alter: Der überwiegende Teil der Funktionäre wurde zwischen 1890 und 1900 geboren; die meisten waren 1938 noch am Leben und in Wien – und damit der nationalsozialistischen Verfolgung ausgesetzt.

Verfolgung nach der Annexion

Den ersten Hinweis auf eine Verfolgungs- beziehungsweise Fluchtge-

schichte geben oft wieder die Meldezettel. Bei einigen steht „abgemeldet nach Amerika“, bei anderen „England“ oder „Australien“. Diesen Personen ist vermutlich die Flucht gelungen; mittels weiterer Quellen ließ sich das meist belegen – etwa durch Passagierlisten von Schiffen. Ein weiteres Emigrationsziel war Brasilien, etwa für Hans Fischer und Leo Schidrowitz. Ein dritter Brasilien-Emigrant war Leopold Klagsbrunn, dessen Geschichte Erich Hackl in *Drei tränenlose Geschichten* (Diogenes) famos erzählt.

Manchen Funktionären halfen die durch den Sport aufgebauten Netzwerke: Ein Fluchthelfer des Austria-Präsidenten Emanuel „Michl“ Schwarz war Jules Rimet, Präsident der FIFA. Vor allem (aber nicht nur) Hakoahner profitierten von den Verbindungen nach Palästina oder von der Hilfe des Hakoahners Valentin Rosenfeld. Selbst nach England geflohen, konnte er auch andere Sportler und Funktionäre retten. Nach England schaffte es auch Siegfried Samuel Deutsch.

Doch nicht alle sind der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie entkommen. War auf dem Meldezettel eine Abmeldung nach Osten, etwa Litzmannstadt, Riga oder Izbica vermerkt, bedeutete das in letzter Konsequenz meist die Ermordung. Willy Kurtz etwa wurde mit dem „Prominententransport“ nach Dachau gebracht, später nach Buchenwald verlegt und im Dezember 1942 in Auschwitz ermordet. Doch auch hier gibt es glücklicherweise Ausnahmen: Emanuel Fiscus war laut einer Auskunft des Meldeamtes an das Ausländeramt „am 12. 3. 1941 nach Polen abgemeldet“, aber „nach Mitteilung der Zentralstelle für Auswanderer ist derselbe mit einem [sic] Transport nach Polen nicht abgegangen. Es wird vermutet, daß er sich unangemeldet und versteckt in Wien aufhält.“ Tatsächlich hat Fiscus den Nationalsozialismus in Budapest überlebt und ist 1945 nach Wien zurückgekehrt.

nu

Die Oberrabbiner- Story – Ari beruft Arie

Die Entwicklungen rund um die Abberufung von Paul Chaim Eisenberg als Oberrabbiner und die Neubestellung zweier neuer Rabbiner beschäftigen viele Menschen innerhalb und sogar außerhalb der jüdischen Gemeinde. René Wachtel versucht eine auf Dokumenten, Erlebnisberichten und Hintergrundgesprächen basierende Darstellung dieser Entscheidungen.

Die Geschichte beginnt im Jahr 2008

Völlig überraschend wird Rabbiner Schlomo Hofmeister vom damaligen Präsidenten Ariel Muzicant als Gemeinderabbiner der IKG angestellt. Sowohl Oberrabbiner Eisenberg als auch der Vorstand des Seitenstetten-Tempels sagen dazu, dass sie vorab nicht involviert, ja nicht einmal informiert gewesen seien.

Schlomo Hofmeister war in der Gemeinde völlig unbekannt, weil er davor in Deutschland gearbeitet hatte. Es gab von Anfang an Gerüchte, ihm sei bei seiner Anstellung die dereinst fällige Nachfolge von Oberrabbiner Eisenberg versprochen worden. Muzicant und Hofmeister dementieren.

Ein weiteres Geheimnis wird um die jüdische Herkunft von Rabbiner Hofmeister gemacht. Er solle aus einer jüdischen Familie stammen, hätte das aber nicht schlüssig nachweisen können und daher nochmals einen formellen Übertritt zum Judentum machen müssen. Diese Frage ist insofern relevant, als es eine Entscheidung der anerkannten halachischen (Halacha: Jüdisches Gesetz) Autorität Rabbiner Moshe Feinstein gibt, welche die Bestellung eines Gers (Ger: ein zum Judentum Übergetretener) zum rabbi-

nischen Oberhaupt einer Gemeinde in Frage stellt.

Das Jahr 2012

Im Zuge des IKG-Wahlkampfes tauchen glaubwürdige Berichte auf, in Sitzungen der Präsidenten-Fraktion „Atid“ wäre mehrmals davon gesprochen worden, Oberrabbiner Eisenberg in der kommenden Legislaturperiode in Pension zu schicken.

In den Jahren 2013 und 2014

Die Zusammenarbeit zwischen Oberrabbiner Eisenberg und Gemeinderabbiner Hofmeister war von Anfang an schwierig und verschlechtert sich noch weiter. Beim Oberrabbinat in Israel langen anonyme Beschwerden über religiöse Entscheidungen von Oberrabbiner Eisenberg ein. Zwischen dem israelischen Oberrabbinat, welches in den letzten Jahren immer strenger, aber auch zunehmend erratisch agiert und Oberrabbiner Eisenberg entstehen weltanschauliche Differenzen. Die IKG gibt klein bei und beauftragt Rabbiner Hofmeister, zukünftig religiöse Urkunden der IKG zu unterschreiben. Die Vertrauensbasis zwischen IKG, Oberrabbiner Eisenberg und Rabbiner Hofmeister erodiert zunehmend.

Jänner 2015

Die IKG-Fraktion „Chaj“ informiert, dass Oberrabbiner Eisenberg „von maßgebender Stelle in der IKG zum Rücktritt gedrängt“ werde. Eine Welle der Solidarität bricht in der Gemeinde los. Binnen Tagen entwickelt sich eine Facebook-Unterstützungsgruppe „Freunde von Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg“ mit über 500 Mitgliedern. Unzählige Freundschaftsbekundungen sowie Aufrufe, Oberrabbiner zu bleiben, werden gepostet.

Februar 2015

Seitens der IKG fühlt sich offensichtlich Ex-Präsident Ariel Muzicant angesprochen und schreibt einen Brief an alle Gemeindemitglieder. In diesem beteuert er, mit Oberrabbiner Eisenberg seit über vierzig Jahren befreundet zu sein, und dass es Oberrabbiner Eisenberg gewesen wäre, der drei Jahre zuvor an ihn herangetreten sei, weil er „ein äußerst lukratives Angebot aus einer jüdischen Gemeinde in München“ gehabt hätte. Er habe dem Oberrabbiner geraten, „zunächst einmal seine wirtschaftliche Absicherung nach einer Pensionierung zu klären und sicherzustellen, dass seine finanzielle Zukunft gesichert sei“.

Inzwischen wird die IKG auf der



Oberrabbiner Eisenberg über die Veränderungen: „Mehr als wir uns wünschen, weniger als wir befürchten ...“

© CHRISTIAN MÜLLER/PICTUREDESK.COM

Facebook-Seite aufgefordert, Oberrabbiner Eisenberg das Vertrauen auszusprechen, seine Leistungen zu würdigen und ihn zum Verbleib im Amt zu überreden. Über 300 Personen unterschreiben diese überparteiliche Petition. Seitens der IKG erfolgt darauf keinerlei Reaktion.

März und April 2015

Oberrabbiner Eisenberg lässt schließlich mitteilen, dass ihn die Unterstützung sehr berühre und er sich dafür bedanke. Gleichzeitig gibt er bekannt, dass er „derzeit mit dem Präsidenten (Deutsch) und dem Ehrenpräsidenten (Muzicant) der IKG außerordentlich korrekte und freundschaftliche Gespräche über die zukünftige Gestaltung des Oberrabbinats in Wien“ pflege, „ohne dass irgendein Druck“ auf ihn ausgeübt werde. Auf der Facebook-Seite gibt Eisenberg bekannt, es werde Veränderungen geben, „mehr als wir uns wünschen, weniger als wir befürchten ...“

Juni 2015

Oberrabbiner Eisenberg gibt in einer Sitzung des Kultusvorstandes bekannt, dass er mit 1. Jänner 2016 in den Ruhestand gehen werde, aber der Gemeinde als Oberrabbiner des Bun-

desverbandes der jüdischen Gemeinden Österreichs erhalten bleibe. Präsident Deutsch verkündet, es werde eine Kommission gebildet, welche die weitere Vorgehensweise zur Bestellung eines neuen Oberrabbiners ausarbeiten solle. In diese Kommission würden jedoch nicht Vertreter aller Fraktionen der IKG berufen.

Dezember 2015

Vor der letzten Kultusvorstandssitzung des Jahres am 21. Dezember überschlagen sich plötzlich die Ereignisse. Der Tempelvorstand wird nur drei Tage davor eingeladen. Es würde sich der neue Oberrabbiner vorstellen: Arie Folger aus Antwerpen. Die Entscheidung sei zu Mittag gefallen. Ariel Muzicant und Oskar Deutsch hätten sich mit ihm kurzfristig geeinigt. Bei der Kultusvorstandssitzung präsentiert sich Arie Folger den Kultusvorstehern. Einem öffentlichen Hearing in der Gemeinde will er sich aber nicht stellen.

Laut Ariel Muzicant waren sieben Kandidaten in die engere Wahl gekommen, Namen nannte er jedoch keine. Mit dreien seien Gespräche geführt worden. Wie sich später herausstellte, waren es allerdings nur die Rabbiner Folger und Hofmeister.

Jänner 2016

Im Festsaal des Rathauses findet eine große Abschiedsveranstaltung für Oberrabbiner Eisenberg statt. Zirka tausend Gemeindemitglieder und Festgäste nehmen teil. Viele Anwesende empfinden die Feier jedoch, vor allem hinsichtlich der Moderation und des Programms, als sehr befremdlich. Stil und Inhalt des Programms seien der Verabschiedung eines Oberrabbiners nicht würdig, lautet die Kritik. Ein Kommentar: „Diese Feier ist an Peinlichkeit nicht mehr zu überbieten.“ Mitten in der Veranstaltung verlässt die Schwester von Oberrabbiner Eisenberg wütend den Saal.

Hohe Feiertage 2016

Oberrabbiner Folger übt im Wiener Stadttempel sein Amt zum ersten Mal aus. Oberrabbiner Eisenberg feiert mit der jüdischen Gemeinde in Innsbruck. Zahlreiche Familien aus Wien folgen ihm dorthin. Viele Tempelbesucher, auch solche, die nur zu den Hohen Feiertagen in den Stadttempel kommen, vermissen Eisenberg schmerzlich. Gemeinderabbiner Hofmeister verbringt die Neujahrs-Feiertage in Israel. *nu*

Streng auf die Unabhängigkeit bedacht

The Australian Jewish News besteht seit 121 Jahren. Generaldirektor Rod Kenning war zu Besuch in Wien und erzählte über die Erfolge der Zeitung und das australische Judentum.

VON IDA SALAMON (INTERVIEW) UND SONJA BACHMAYER (FOTOS)
ÜBERSETZUNG: KITTY WEINBERGER

NU: Wir befinden uns im Jüdischen Museum, von dem Sie sagen, dass Sie es sehr schätzen. Ich habe Sie in die Ausstellung „Das Wohnzimmer der Familie Glück“ eingeladen, wegen der untypischen Familiengeschichte, die dahintersteht: Ein Teil der Familie hatte Glück und überlebte, konnte sogar die Möbel in ihr neues Heim mitbringen. Wie gefällt Ihnen die Ausstellung?

Kenning: Sie besteht aus vielen schönen Objekten, die gut erhalten sind, und die Tatsache, dass sie die Geschichte in sich tragen, fasziniert mich.

Wir waren immer isoliert, wurden niemals erobert; es gab nie die Situation, dass es einmal ein Ghetto gab, und dann nicht, und dann wieder. Wir hatten Glück. Aber wir sollten uns nicht darauf verlassen. Wir müssen darauf achten, dass unser Land der beste Ort zum Leben bleibt.

Welche jüdischen Geschichten kennen Sie in Australien?

Die ersten Juden, die im 18. und 19. Jahrhundert nach Australien gebracht



wurden, waren Strafgefangene – Menschen, die etwas getan hatten, das wir heute nicht als Verbrechen bezeichnen würden. Bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts gab es vorwiegend britische Einwanderer, viele von ihnen Schneider. Nach dem Krieg kamen viele polnische und ungarische Juden nach Australien. Die polnischen Juden

siedelten sich in Melbourne an, die ungarischen in Sydney. Juden, die einen gewerblichen Hintergrund hatten, kamen nach Melbourne, jene mit einer fachlichen Ausbildung nach Sydney. Viele Juden kamen auch über Shanghai. Die nächste Einwanderungswelle kam aus Südafrika, diejenigen, die in der Anti-Apartheidbewegung

„Wir sind zu hundert Prozent unabhängig von jedweder jüdischen Organisation. Und dadurch unterscheiden wir uns von allen anderen jüdischen Zeitschriften.“

aktiv waren. Nach dem Fall der Mauer kamen viele russische Juden nach Australien, aber die haben sich nicht in der australischen jüdischen Gemeinde integriert.

Warum?

Es gab keine jüdische Kontinuität; du warst Jude, weil man es dir gesagt hatte. Es gab keine Berührungspunkte mit anderen Juden in Australien. Wissen Sie, auch viele Juden, die nach Israel auswanderten, hatten weder Bar Mizwa, noch eine Bris. Ich habe eine Bekannte, die Krankenschwester in einem Spital ist; sie hatten täglich 30, 40 russische Männer, die sich beschneiden ließen. Und wir sprechen von Männern von 40, 50 oder 60 Jahren. Das gleiche passierte in Australien.

Gibt es Probleme mit australischen Behörden bezüglich Bris oder koscherem Fleisch?

Wir haben unsere eigenen vier Kaschrut-Behörden, für eine Bevölkerung von etwa 120.000 Juden. Sie können Erdnussbutter in Sydney kaufen, die wäre koscher. Die gleiche Sorte, gleiche Verpackung in Melbourne – nicht koscher.

Welche jüdischen Institutionen und Aktivitäten gibt es in Australien?

Jeder Bundesstaat hat eine Dachorganisation; es gibt auch eine starke zionistische Strömung: zionistische Kollegien in jedem Bundesstaat, einen starken jüdischen Nationalfonds, Keren-Hayesod und WIZO (Women's International Zionist Organisation). Die meisten australischen Juden sind Zionisten, wir haben eine sehr starke schulische Organisation und wahrscheinlich die besten jüdischen Schulen der Welt. Es gibt sieben jüdische Schulen in Melbourne, sechs in Sydney, eine in Queensland und eine in Perth. Die meisten Familien schicken ihre Kinder in jüdische Schulen, bis hinauf zur Universität. Die jüdischen Schulen haben auch einen ausge-



Im Salon der Familie Glück:
Rod Kenning und Ida Salamon

zeichneten akademischen Ruf. Es sind Privatschulen und manche von ihnen kosten 30.000 Dollar pro Kind pro Jahr. Wenn Sie drei Kinder haben, wer hat so viel Geld? Die Großeltern helfen aus, aber was passiert, wenn es die Großeltern nicht mehr gibt? Deshalb müssen wir schauen, was wir als nächstes machen. Es gibt auch Organisationen in Sydney und Melbourne, die jüdische Kinder in staatlichen Schulen unterstützen und ihnen ein bisschen Jiddischkeit vermitteln; sie haben Bar- und Bat-Mizwa-Programme. Diese Organisationen stehen mir sehr nahe und wir unterstützen sie, so gut wir können.

Sind australische Juden religiös?

Wir haben gerade eine Umfrage gemacht: „Wie würden Sie Ihre Einstellung zum Judentums beschreiben?“ Es standen fünf Antworten zur Auswahl: religiös, traditionell orthodox, progressiv-reformerisch, konservativ oder säkular. Die meisten sind in der Mitte. Wir fragten auch nach koscherem Essen, und die Antwort lautete meistens: „Ich versuche koscher zu leben, aber ich bin nicht streng. Ich esse kein Schweinefleisch oder Schalentiere.“

Haben Sie jemals Antisemitismus erlebt?

Ganz wenig, meist als Graffiti, manche malen Hakenkreuze.

Gibt es zur Zeit prominente Juden in Australien?

Wir haben den größten Anteil an Juden im Parlament, den wir jemals hatten. Das Parlament unterstützt Israel sehr. Und wir machten Raoul Wallenberg (den schwedischen Diplomaten, der zehntausende Juden während des Holocaust rettete) zum ersten Ehrenbürger Australiens.

Warum besuchen Sie Wien?

Es findet eine Weltausstellung zum Verlagswesen statt; ich wollte ein neues System für Zeitungen studieren, damit ich auf dem Laufenden bin.

Die *Australian Jewish News* wird seit mehr als 100 Jahren publiziert. Gibt es Probleme mit der Printausgabe?

Wir publizieren seit 121 Jahren! Es gab genug Juden, die die Herausgabe einer jüdischen Zeitung all die Jahre unterstützt haben. Wir sind die zweit-älteste jüdische Zeitung der Welt; der *Jewish Chronicle* in London ist die älteste. Wir haben zwei Ausgaben pro Woche, eine aus Sydney und eine aus Melbourne. Unser größtes Problem ist das Schabbat-Abendessen. Was passiert beim Schabbat-Essen: Die ganze Familie kommt zusammen. Wie viele Zeitungen müssen sie kaufen – nur eine! Also lesen 14 Personen eine Zeitung. Die Reichweite ist sehr gut, aber nicht die Einnahmen.

Wie hoch ist Ihre Auflage?

Wir haben eine Leserschaft von 40.000 und eine Printauflage von 12.000 pro Woche. Wir haben auch eine Website und eine starke Präsenz in den sozialen Medien. Ein gutes Posting auf Facebook hat 40 – 50.000 Aufrufe. Die wirksamsten Postings sind jene, die eine emotionale Reaktion hervorrufen. Das Gefühl muss nicht unbedingt positiv sein. Die wirk-

samsten sind diejenigen, die die Menschen verärgern. Das ist, glaube ich, die menschliche Natur.

Sind Sie mit jüdischen Organisationen verbunden?

Wir sind Partner des Jüdischen Museums von Australien und arbeiten medial zusammen. Als die Ausstellung „Jüdische Genies“ aus Wien dort gastierte, boten wir an, darüber zu schreiben. Aber wir müssen darauf achten, mit wem wir Partnerschaften eingehen. Für uns ist eine kulturelle Partnerschaft besser als eine religiöse oder politische. Wir unterstützen die Schulorganisation, die ich erwähnt habe, und wir unterstützen auch B'nai B'rith, da sie sich besonders bemühen. Das gilt besonders für den musikalischen Wettbewerb für Jugendliche. Wir halfen bei der Neugründung. Aber wir würden niemals mit den großen Organisationen eine Partnerschaft eingehen.

Sie sind also unabhängig?

Wir sind zu hundert Prozent unabhängig von jedweder jüdischen Organisation. Und dadurch unterscheiden wir uns von allen anderen jüdischen Zeitschriften. Wir sind sehr streng auf diese Unabhängigkeit bedacht. Wir berichten über jüdische gemeinschaftliche Einrichtungen und wir würden uns keinen Interessenskonflikt erlauben.

Welches sind die wichtigsten Themen Ihrer Zeitung?

Wie bei jeder Zeitung: lokale, nationale und internationale Meldungen, Berichte über Kunst und Kultur, örtliche gemeinschaftliche Einrichtungen, Sport, Finanzen. Wir haben auch viele Beilagen: für Rosch ha-Schana, Pessach, ein koscheres Magazin, einmal im Jahr ein Hochzeitsmagazin, Bar- und Bat-Mizwa-Magazin, um Menschen beim Planen zu unterstützen. Wir haben einen Meinungsteil, der sehr gut ist. Sie wissen ja, zwei Juden im Raum und vier Meinungen.

Wie viele Mitarbeiter haben Sie? Sind die meisten jüdisch?

Alle unsere Journalisten sind Juden, wir haben etwa 50 Mitarbeiter, wahrscheinlich 70 Prozent jüdisch. Wir sind ein guter Arbeitsgeber, wir

sind sehr flexibel. Wir haben viele Männer und Frauen mit schulpflichtigen Kindern und wir haben einen Schichtbetrieb, so dass man früher beginnen kann oder später Schluss macht, damit man die Kinder abholen kann. Nur der Redaktionsschluss ist nicht flexibel. Wir mögen auch Hunde in unserer Redaktion. Wir haben drei Hunde in unserem Melbourn Büro, und die kommen täglich. Das ist großartig! Sie sind alle brav, sie gehen herum und begrüßen alle in der Früh, das macht alle glücklich.

Wie geht es Ihnen mit den Finanzen?

Wir waren immer profitabel. Wir verdienen nicht wahnsinnig viel, aber wir sind profitabel.

Wie machen Sie das?

Es ist schwierig, aber wir hören auf unsere Leser und wir haben auch eine tüchtige Werbeabteilung. Speziell, wenn man die Zeitung einem nicht-jüdischen Unternehmen präsentieren will, will man das Bild vom reichen Juden nicht fördern. Aber Tatsache ist, dass die jüdische Gemeinde in Australien ein hohes Einkommens- und Bildungsniveau hat; so können wir uns mit großen Zeitungen messen. Geld verdienen ist schwer – aber wir schaffen es.

Gratulation! Wir lange machen Sie das schon?

Danke! Ich bin seit den 90er Jahren bei der Zeitung. Ich habe in der Grafik begonnen. Dann machte ich auch mehr in der Redaktion, ich war Produktionsleiter und dann Betriebsleiter. Vor drei Jahren gingen der CEO und die Gesellschaft getrennte Wege, und der Eigentümer bat mir diesen Posten an.

Wem gehört die Zeitung?

Robert Magid, er ist in Shanghai geboren, seine Eltern konnten flüchten und übersiedelten nach Australien. Sein Vater wurde zum Bauträger, er kaufte Land, das ihm gut für ein Einkaufszentrum geeignet schien. Sein Sohn Robert, der Besitzer, verdreifachte das Vermögen seines Vaters. Er ist reich, aber die Zeitung nicht. Wir sind ein getrenntes Unternehmen und wir müssen uns selbst erhalten.

Gibt es spezielle Höhepunkte in der Geschichte der Zeitung?

Worauf ich am meisten stolz bin, ist der Bericht über die Untersuchungen der sogenannten königlichen australischen Kommission, die 2013 von der Regierung eingesetzt wurde. Das Parlament ernannte für die Kommission Richter, um gewisse Dinge von nationaler Bedeutung zu untersuchen. Der Anlass war Kindesmissbrauch in religiösen Einrichtungen. Es gab immer wieder Kindesmissbrauch in der Jeschiwa von Melbourne, durch Rabbiner und Lehrer. Wir haben letztes Jahr ohne zu zögern darüber berichtet. Es gibt immer das Argument, dass man Menschen nicht die Möglichkeit geben soll, uns zu hassen. Aber unsere Antwort lautete: Es handelt sich um Kinder, und diese Kinder sind auch Teil unserer Gemeinde und wir werden nicht wegschauen. Wir hatten jeden Tag einen Berichterstatte im Gericht, und Live-Blogs über das Geschehen. Die Titelseite war ohne Bild. Nur schwarz, mit dem Wort: genug. Keine Entschuldigungen mehr, wir werden zeigen, wie sie wirklich sind.

Hat es Konsequenzen gegeben?

Wir haben viele Auszeichnungen bekommen. Unser Verhältnis zur Jeschiwa in Melbourne ist jetzt schwierig, aber die Täter sind im Gefängnis. Aber das Verhältnis zu unserer Leserschaft und zur Gemeinde im Allgemeinen ist sehr, sehr gut!

nu

Rod Kenning begann seine Medienkarriere beim Radio als Rundfunksprecher für die australische Regierung. Der Wechsel zum Printmedium war Anfang 1990, als er bei der *Australian Jewish News* in Sydney als Produktionsleiter begann, verantwortlich für die Grafik sowohl in Sydney als auch in Melbourne. 1999 wechselte er in die Zentrale in Melbourne, wo Kenning zum nationalen Betriebsleiter ernannt wurde, verantwortlicher Herausgeber von der Redaktion bis zur Grafik bis zum Vertrieb. 2013 wurde Rod Kenning zum Generaldirektor der *Australian Jewish News* befördert. Seit ihren Anfängen 1895 als *Hebrew Standard of Australasia* wurde die *Australian Jewish News* zu einem unentbehrlichen Bestandteil des australischen Judentums. Robert Magid, ein Unternehmer aus Sydney, wurde 2007 neuer Herausgeber der *AJN*, nachdem er die Zeitung gekauft hatte. Die *Australian Jewish News* erscheint wöchentlich in zwei Ausgaben in Melbourne und Sydney; herausgegeben werden weiters das Immobilien-Magazin *Property Review Weekly*, digitale Ausgaben aller Publikationen und eine Reihe von Magazinen und Lifestyle-Beilagen.

Ein Nachmittag mit Rita Rosenthal

Rita Rosenthal ist vermutlich die älteste Bewohnerin von Washington Heights, des ehemaligen Emigrantenviertels deutscher und österreichischer Juden in New York. Am 4. Dezember 2016 wurde sie 106 Jahre alt.

VON PETER WEINBERGER
(TEXT UND FOTO)

Rita ist eine sehr gepflegte alte Dame, stets adrett angezogen – sie legt Wert darauf, einmal in der Woche zum Friseur zu gehen – und spielt immer noch Bridge. Auch beim YM & YWHA (Young Men & Young Women Hebrew Association) von Washington Heights und Inwood, das 1917 eines der allerersten in jüdischen Gemeinschaftszentren in New York gegründet wurde und kurz „Y“ genannt wird, hat sie lange ausgeholfen. Rita war 34 Jahre lang mit dem Modeschmuckhändler Walther Rosenthal (verstorben 1976) verheiratet. Ihr ältester Sohn verstarb 2001. **NU** hat sie an einem Nachmittag besucht und versucht, sie über ihr Leben sprechen zu lassen. Die Unterhaltung erfolgte auf Englisch, wie mit den meisten Emigranten.

NU: Rita, Sie wurden 1910, also noch vor dem Ersten Weltkrieg geboren, haben Sie noch Erinnerungen daran?

Rosenthal: Ja, das ist richtig!

Rita kehrt in der Erinnerung sofort zurück nach Nürnberg, wo ihre Familie lebte und erzählt, dass ihr Vater und sein Bruder Fahnen aufgehängt haben. „An das erinnere ich mich“, betont sie.

1933, als die Nazis die Macht übernehmen, waren Sie bereits 23, also erwachsen.

Als Hitler kam, war ich 22 und ich wusste, was kommen würde. Es gab wenig, das mich hielt.

Und wann haben Sie Deutschland verlassen?

1937. Ich kam direkt nach New York. Mein Vater hatte zwei ältere Brüder, die schon 1888 nach Amerika gekommen waren. Der Ältere war bereits verstorben, der andere lebte in Pennsylvania. Er konnte nicht ein Affidavit für

Rita Rosenthal ist im Dezember 106 Jahre alt geworden. NU wünscht bis 120!



Ich weiß, den Orthodoxen nach darf eine Frau nicht Kaddisch sagen, aber ich habe mir meine eigenen Regeln gemacht.

die ganze Familie ausstellen. Er hat es für meinen Bruder und für mich getan. Mein Bruder war zehn Jahre jünger als ich. Eine Cousine kam dann 1938.

Stimmt es, dass Sie nun bereits fast 80 Jahre lang in New York leben?

Ja, ich lebe jetzt 79 Jahre lang in New York. Hier, wo ich jetzt wohne, lebe ich erst seit 1999, davor in Inwood [15-20 Minuten zu Fuß davon entfernt]. Ich bin dort viel zu lang geblieben. Es war allerdings sehr bequem, das „Y“ zu erreichen.

Erinnern Sie sich noch an die Zeit, als Washington Heights voll mit Emigranten war?

Ja, am Anfang war es schrecklich!

Sie erzählt, wie sie Leute aufgesucht hat, die in Briefen genannt wurden, und die Geld spendeten, sodass sie ebenfalls ein Affidavit ausstellen konnte.

Haben Sie nach dem Krieg oder auch noch davor einen Beruf ausgeübt?

Ja, als ich kam, hatte ich verschiedene kleine Jobs hier und dort, es war nicht einfach.

Sie kehrt in ihren Erinnerungen nach Deutschland zurück und erzählt, dass die Firma ihres Vaters 1936 von Nürnberg nach Berlin verlegt wurde, „weil irgendjemand sie für nichts haben wollte. Die Olympischen Spiele waren vorbei und das war es auch schon. Da hat es angefangen. ... Ja, also ich hatte einen Job da und dort.“

Von den aufgestellten Fotografien lässt sich schließen, dass Sie eine große Familie hier haben.

Ja, das ist richtig, es sind hauptsächlich meine Enkelkinder.

Haben Sie hier geheiratet?

Ja, ich habe hier geheiratet, 1942. Mein Mann entkam erst nach der Kristallnacht. Er hat immer gesagt [sie lacht]: Dass wir verheiratet sind, verdanken wir dem Führer. Sein Englisch

war fürchterlich. Da habe ich zu ihm gesagt, aber du liest doch die [New York] Times, worauf er geantwortet hat, Englisch kommt entweder aus dem Deutschen oder aus dem Lateinischen. Neun Jahre Latein sind ausreichend, um alles zu verstehen. Sein Englisch war wirklich fürchterlich. Von einem Abend an haben wir allerdings dann nur Englisch zu Hause gesprochen, davor Deutsch.

Haben Ihre Kinder Deutsch sprechen gelernt?

Das war sehr eigenartig. Mein älterer Sohn Peter konnte Deutsch sprechen, er hat es beibehalten, mein jüngerer Sohn Tom hat es niemals gewollt. Er hat es gehasst! ... Als mein Vater kam, war er damals bereits 66 Jahre alt, meine Mutter konnte zumindest ein bisschen Englisch.

Erinnern Sie sich an die Zeit nach dem Krieg?

[Rita antwortet indirekt] Da hat es jemanden gegeben, der nach seiner Entlassung aus der Armee während des Krieges ein kleines Geschäft mit Broschen und Silbersachen aufgemacht hat. Dort hatte ich eine Ganztagsstelle, bis 1946, bis zur Geburt meines ersten Sohns.

Ihr Mann, war der auch in der Armee?

Nein, der war schon zu alt dafür. Er war sehr enttäuscht, denn er wollte unbedingt mit dabei sein.

Haben Sie Ihre deutsche Staatsbürgerschaft zurückbekommen?

Nein, habe ich nicht, ich habe ja die amerikanische gehabt.

Wie lautete Ihr Mädchennamen?

Horn.

Sind Sie jemals zurück nach Deutschland gefahren?

Ja, einmal, und das war dann genug.

Und jetzt, sprechen Sie gelegentlich noch Deutsch?

Ja, ich lese immer noch auch auf

Deutsch. Ich habe noch ein paar deutsche Bücher, die ich seinerzeit mitgebracht habe. Emil Ludwig, zum Beispiel. Der hat eine großartige Biografie von Napoleon geschrieben, 1928 erschienen. Er hat auch ein Buch über den Kaiser [Wilhelm] geschrieben.

Gibt es hier in der Nachbarschaft jemanden, mit dem Sie gelegentlich Deutsch sprechen?

Es hat jemanden direkt im Haus gegeben. Jetzt sind es noch zwei bis drei. Da gibt es eine Frau auf Nummer 620 [Washington Avenue] und eine, die jetzt in einem Heim ist. Die ist 1914 geboren. Aber in meinem Alter?

Gehören Sie einer jüdischen Gemeinde an?

Ja, dem Hebrew Tabernacle.

Das ist sehr „moderat“.

Ja! Ursprünglich gehörte ich einer anderen Gemeinde an, auf der 182. Straße, die ist allerdings orthodox geworden. Ich bin dort aus einem einzigen Grund eine Zeit lang geblieben, nämlich, weil der vorangegangene Rabbiner verstorben ist und es niemanden mehr gegeben hat, der Kaddisch für Verstorbene gesprochen hätte. Ich weiß, den Orthodoxen nach darf eine Frau nicht Kaddisch sagen, aber ich habe mir meine eigenen Regeln gemacht.

Und jetzt, gehen Sie gelegentlich ins Tabernacle?

Ich bin regelmäßig jeden Samstagvormittag gegangen, 2012 bin ich allerdings gefallen und gehe seitdem mit einer Gehhilfe. Es wird immer schlechter, ich werde älter und älter!

Spielen Sie immer noch Bridge?

Ja, gelegentlich noch. Das letzte Mal, als ich gespielt habe, habe ich erbärmlich schlecht gespielt.

Seit wann spielen Sie Bridge?

Ich habe erst sehr spät angefangen, in den Neunzigerjahren. nu



Auf dem Jüdischen Friedhof in Sighet – David Lieberman, Präsident der jüdischen Gemeinde in Sighet, im Gespräch mit Alexandra Popescu

Das Stetl ist tot, lang lebe das Stetl?

Das jüdische Leben im Geburtsort Elie Wiesels, in dem einst fast die Hälfte der Bevölkerung jüdisch war, ist längst Geschichte. Über den Umgang mit dem jüdischen Erbe in Sighet, der Stadt, die einen Nobelpreisträger, zwei Rabbinerdynastien und den Offizier, der Eichmann verhaftete, hervorbrachte.

VON ALEXANDRA POPESCU (TEXT) UND NIKOLAUS VOGT (FOTO)

„Wohin fahren Sie?“, frage ich die Frau, die wie die meisten Dorfbewohner in dieser Gegend hauptsächlich per Autostopp fahren. „Zu den Russen!“, meint sie bestimmt, was mich allerdings verwundert. „Zu den Russen? Sie meinen zu den Ukrainern!“, entgegne ich etwas belehrend. „Ja, mein Kind, das meine ich“, antwortet sie in ihrem spezifisch nordrumänischen Dialekt, während sie in mein Auto einsteigt. „Ich kann das sowieso nicht lesen, was dort steht“, und meint damit die kyrillische Schrift, die auf der anderen Seite der Grenze, in der Ukraine, verwendet wird.

Von Sighetu Marmatiei, kurz Sighet, der heute rumänischen Grenzstadt, in der meine Mitfahrende aussteigt, zum

nächstgelegenen ukrainischen Ort Solotwyno sind es nur rund 6 km. Mit dem Rumänischen, dem Ungarischen und dem Ukrainischen werden hier drei so unterschiedliche Sprachen gesprochen, dass eine Verständigung nur schwer möglich ist, wenn man nicht alle drei gelernt hat. Vermutlich weil der Fluss Theiß dazwischen liegt, denke ich mir. „Was machen Sie dort?“, frage ich sie noch beim Aussteigen neugierig. „Zigaretten kaufen, die sind dort billiger als bei uns!“

Auf den Spuren von Elie Wiesel

Mit einer Mindestpension von umgerechnet nicht einmal 100 Euro im Monat und einem Konsum von rund 30 Zigaretten am Tag, wie mir

Neben Elie Wiesel, den Teitelbaums und den Kahans gehört auch Michael bar Yehuda Moldovan zu den bekanntesten Söhnen der Stadt. Der Offizier, der im Auftrag des Mossad Adolf Eichmann verhaftete, wurde 1920 in Sighet geboren.

die Frau gesteht, ist das Leben selbst im Niemandsland sehr teuer. In großem Wohlstand haben die Menschen hier aber ohnehin nie gelebt, betont auch David Lieberman, der frisch gewählte Vorsitzende der 110 Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde in Sighet. Vor der Schoa war fast die Hälfte der Bevölkerung – rund 15.000 Menschen – hier jüdisch, fromm und nicht sehr reich. Aus einer dieser Familien stammte auch der im Juli 2016 verstorbene Elie Wiesel.

Auf Anordnung der ungarischen Behörden, die bis nach dem Zweiten Weltkrieg in Sighet regierten, wurde er im Jahr 1944 zusammen mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert. Als Schoa-Überlebender verschrieb er sich der schwierigen Aufgabe, die Erinnerung an die NS-Judenvernichtung durch seine Bücher und Reden wach zu halten und ein Anwalt verschiedener Opfergruppen weltweit zu werden. Für sein Engagement wurde er im Jahr 1986 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Das Stetl lebt nur noch in unseren Erinnerungen

Wiesels Geburtshaus, das heute ein Museum ist, befindet sich direkt im Zentrum der Stadt, wo einst auch das Ghetto war. Rund 30 Personen mussten damals in zwei Zimmern zusammengepfercht leben. Zusammen mit dem jüdischen Friedhof, der Synagoge aus dem Jahr 1902 und dem Holocaust-Mahnmal sollen diese Stätten an das einst so lebendige jüdische Leben in der Stadt erinnern.

„Das Stetl, so wie es meine Vorfahren erlebt und mitgeprägt haben, gibt es nicht mehr. Das lebt nur noch in unseren Erinnerungen“, so Lieberman. Gerade diese Erinnerungen sind dem heutigen Bürgermeister von Sighet aber sehr wichtig. Mit der Pflege und dem Bekanntmachen dieser jüdischen Kultstätten sollen Touristen in die Stadt geholt werden.

Besonders Gäste aus Israel haben für den Tourismus in der Region zunehmende Bedeutung: Innerhalb von nur zwei Jahren hat sich die Anzahl israelischer Touristen in Rumänien mehr als verdoppelt – von 96.600 im Jahr 2013 auf 220.000 im Jahr 2015. In ein bis zwei Jahren soll Israel das wichtigste Herkunftsland für den Tourismus in Rumänien werden, wie die Tourismusbehörde des Karpatenlandes zu Jahresanfang erklärte. „Es kommen viele israelische Gäste auf der Suche nach ihren Vorfahren zu uns“, bestätigt auch Lieberman. Viele besuchen bei ihren Recherchen den Friedhof, „und ich bitte sie um Spenden, damit wir das Gras auf dem Friedhof mähen können und sie die Grabinschriften wieder lesen können.“

Besonders großzügig zeigten sich in diesem Zusammenhang die heute in den USA lebenden Nachkommen der Teitelbaums und der Kahans, zweier rivalisierender Rabbinerdynastien, die die Geschicke der jüdischen Gemeinde in Sighet bis zum Zweiten Weltkrieg bestimmten. So groß waren die Rivalitäten zwischen ihnen, dass es sogar zu Prügeleien auf offener Straße und zu einer Spaltung der jüdischen Gemeinde in zwei Gruppen kam – in eine traditionell ultraorthodoxe, die von den Teitelbaums geführt wurde, und eine etwas liberalere unter der Führung der Kahans, später des Rabbis Dr. Samuel Danzig. Als „sihotei machloikes“ (Sigheter Wirbel) ging diese Episode in die Geschichte ein. Mitglieder beider Rabbinerfamilien sind auf dem Friedhof von Sighet begraben, und so haben die Nachkommen Geld gespendet, um die Gräber ihrer Vorfahren, die Alleen sowie die Friedhofsmauer zu restaurieren.

Neben Elie Wiesel, den Teitelbaums und den Kahans gehört auch Michael bar Yehuda Moldovan zu den bekanntesten Söhnen der Stadt. Der Offizier, der im Auftrag des Mossad Adolf Eichmann verhaftete, wurde 1920 in

Sighet geboren. Da er vor dem Krieg schon zum Studium nach Frankreich ging, entkam er den Deportationen. Er kämpfte in der französischen Armee gegen die Nazis und emigrierte später nach Israel, wo er in die israelische Armee eintrat und maßgeblich an der Lokalisierung und Verhaftung von Eichmann beteiligt war.

„Ich muss etwas tun, um nicht wahnsinnig zu werden“

Warum er denn aus Israel zurückgekommen sei, frage ich Herrn Lieberman. „Ich wurde 2009 in Israel pensioniert, und weil ich mich auch heute noch jung fühle, habe ich mir gedacht, ich muss etwas tun, um nicht wahnsinnig zu werden.“ So kehrte er nach Sighet zurück, gewann die Wahl zum Präsidenten der dortigen jüdischen Gemeinde und kümmert sich heute um den Erhalt der jüdischen Stätten sowie um Restitutionsansprüche. Auf Basis eines Gesetzes aus dem Jahr 1948, das bis heute in Rumänien gültig ist, können im Namen von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde, die in der Schoa gestorben sind und keine Nachfahren haben, Restitutionsansprüche geltend gemacht werden.

Wie stark der Antisemitismus in der Region heute ist, will ich von Herrn Lieberman noch wissen. „Letzten Freitag haben wir ein Hakenkreuz auf der Friedhofsmauer entdeckt. Wer immer dafür verantwortlich ist, diese Person hat aus meiner Sicht aber kaum Kontakt zu Juden“, betont er. „Denn viele sind wir hier nicht mehr.“ nu

Unter www.sighet.org gibt es eine Liste aller Gräber des jüdischen Friedhofs in der Stadt.

Buchempfehlung:
Ioan J. Popescu
Die Juden in Sighet.
Eine kurze Geschichte. 1600 – 1940

Das Gegenteil von einem Start-up

Es gehört zu den letzten seiner Art. Das „Ferman“ in der Wiener Kramergasse ist eine Institution, „quasi das Gegenteil von einem Start-up“, wie die Chefin Susi Zloczower humorvoll anmerkt.

VON DAVID BOROCHOV (TEXT) UND GIOIA ZLOCZOWER (FOTO)

Seit 1968 werden hier Hemden verkauft. Gegründet wurde das Geschäft von Susis Vater Ferdinand Mandel, nach dem es auch benannt ist. Dank einer Mischung aus Schmäh, Charme und Stil schafft es Susi gemeinsam mit ihrem Mann Jerry und dem Sohn J.J. Zloczower, neben den großen Massenproduzenten der Innenstadt zu bestehen. Im Sortiment sind außer klassischen und modernen Herrenhemden auch Damenblusen, Krawatten und allerlei Ausgefallenes. Neben der Stammkundschaft lebt das Fer-

man vor allem auch von internationalen Gästen, die sich immer wieder gerne hineinverirren. „Wenn sie uns einmal entdeckt haben, kommen 90 Prozent der Leute wieder“, freut sich Susi. „Unser Geschäft hebt sich ab von diesen stereotypen, sterilen Geschäften, es ist ein bisschen wie das Hawelka. Und viele Leute schätzen das an uns“, so Susi. Auch anekdotisch steht das Ferman dem Café Hawelka um keine Ärmellänge nach.

Hawelkaesk geht es wohl auch samstags zu. „Da kommen oft gute

Eigentlich gar nicht „grumpy“: Susi Zloczower



Freunde und dann trinken wir Kaffee. Das Ferman wird zum Wohnzimmer, es wird Topfengolatsche gegessen und geplaudert.“ Und natürlich werden die aktuellsten Anekdoten ausgetauscht.

„Man erlebt hier viele Dinge. Das Problem ist, dass man sie kaum nach erzählen kann“, fängt Susi kopfschüttelnd an: „Du musst hier eigentlich nur ein Jahr lang sitzen und filmen, was vor sich geht, und glaube mir, du wirst berühmt. Wenn wir das machen, wir müssten nie wieder ein Hemd verkaufen.“ Ein bisschen was lässt sie sich dann auch entlocken.

Das rosa Hemd

Seit mittlerweile Jahrzehnten kommt in unregelmäßigen Abständen ein älterer Herr ins Geschäft und kauft mehrere Hemden vom immergleichen Modell in der immergleichen Farbe, ein Verhalten, das ihm seinen Spitznamen eintrug: das rosa Hemd. Eines stark verregneten Tages schenkte Jerry dem rosa Hemd zur Abwechslung ein dunkelblaues, merkte aber explizit an, es gehöre gewaschen, bevor es getragen wird, denn sonst färbe es ab. „Nach einer Woche kommt er wieder herein, ganz blau von oben bis unten und brüllt: ‚Wollt’s mi umbringen?!‘ Er hat das Hemd angezogen, ohne es vorher zu waschen, und dürfte in den Regen gekommen sein. Wir schafften es irgendwann, ihn davon überzeugen, dass die Farbe mit Seife abgewaschen werden kann.“

Und er sammelt. „Manchmal kommt er mit Säcken, in denen hundert Packungen Servietten drin waren, oder Seifen, oder irgendetwas anderes. Einmal vergaß er so einen Sack im Geschäft, in dem auch 20 Euro waren. Dann kam er zwei Jahre nicht mehr herein. Die Sammlung wurde irgend-

wann entsorgt, das Geld bekam er bei seinem nächsten Besuch selbstverständlich zurück: „Na so anständig wie Sie ist heut ja keiner mehr.“ Immerhin.

Mr. Nice

Doch nicht alle Menschen meinen es so gut wie das rosa Hemd. „Da kam ein Mann und fragte nach Manschettenknöpfen. Er hat jeden einzelnen Manschettenknopf in unserem Sortiment rausgenommen und probiert. Geht zum Spiegel, sagt ‚Nice, nice, nice‘, ich sage ‚Nice, ja, nice‘, er nimmt den nächsten: ‚Nice, nice, nice‘, und als er das gesamte Sortiment durchhatte und sich immer noch nicht entscheiden konnte und immer noch ‚Nice, nice‘ vor sich hersagte, platzte mir der Kragen und ich sagte ihm: ‚Ja, die sind alle nice. Ich bin hier die Einkäuferin, ich suche mir die Ware aus, die ich schön finde, alles wirklich nice!‘ Passende Manschettenknöpfe fand er nicht.“

Klosterneuburg

„Vor einigen Jahren haben wir in Klosterneuburg ein Damenmodengeschäft gehabt, natürlich ein wahnsinnig schweres Pflaster für uns, die wir da neu waren und die Leute nicht vom Heurigen kannten. Jedenfalls kam eines Tages eine Frau zu uns herein, sie trug einen ganz grellen, orangefarbenen Lippenstift, der mir sofort ins Auge stach, wer sie war, sollten wir später erfahren. Sie sah sich um, probierte einige Teile an, gefiel sich aber in nichts. So nett wie ich bin, beriet ich sie: ‚Gnädige Frau, mit diesem Lippenstift wird Ihnen kein Teil passen.‘ Es stellte sich heraus, dass sie die Frau eines Politikers in dieser Gegend war. Den Laden in Klosterneuburg mussten wir wenig später wieder schließen. Da haben wir nicht hingepasst.“

Falsch verstanden wird Susi aber nicht von allen. Einem anderen Kunden, den die Zloczowers heute zu ihren guten Freunden zählen, riet Susi bei seinem ersten Besuch, erst ein paar Kilo abzunehmen, bevor er sich ein Hemd kaufte. Er nahm ab, kam wieder und sie behielt recht. „Das Hemd sah jetzt an ihm einfach besser aus.“

Gioias amerikanische Freunde

Doch nicht alle Tage im Leben der Zloczowers sind von Glückseligkeit erfüllt. „Als meine Tochter Gioia in Amerika war, kamen einige ihrer Freunde nach Wien, und sie sagte ihnen, sie sollten mir einen Besuch abstatten. Als Gioia sie fragte, ob sie da waren, antworteten die: ‚We saw this grumpy woman sitting there and were afraid to enter...!‘ Solche Tage, an denen jemand Frau Zloczower „mürrisch“ nennt, sind aber sicher die Ausnahme.

Vor allem, dass manche Kunden bei den Preisschildern (etwa 40-80 Euro pro Hemd) erschrecken, versteht sie nicht. „In großen Geschäften zahlst du für ein Hemd dieser Qualität einmal mindestens 180 Euro, um überhaupt bemerkt zu werden – geschweige denn beraten und so weiter. Wir stecken ab, kürzen, taillieren, dies, das und verlangen ein Drittel vom Normalpreis.“ Da trifft es sich gut, mit J.J. einen Schneider im Haus zu haben. Er hat an der Modeschule Hetzendorf studiert und wird bald auch seine eigenen Stücke anbieten. Für einen Nachfolger ist also gesorgt.

Der Kaffee ist ausgetrunken, ich verlasse die gemütlichen Räumlichkeiten und brauche einige Momente, um mich an den Trubel der Rotenturmstraße zu gewöhnen. Im Ferman vergeht die Zeit eben einfach ein wenig langsamer. nu

Seit mittlerweile Jahrzehnten kommt in unregelmäßigen Abständen ein älterer Herr ins Geschäft und kauft mehrere Hemden vom immergleichen Modell in der immergleichen Farbe, ein Verhalten, das ihm seinen Spitznamen eintrug: das rosa Hemd.



Im Gefängnis der Familie

Virgil Widrich legt mit „Die Nacht der 1000 Stunden“ einen gleichermaßen spannenden wie zum Nachdenken anregenden Film vor. Peter Menasse hat mit ihm über einige der 1000 im Film enthaltenen Gedanken gesprochen.

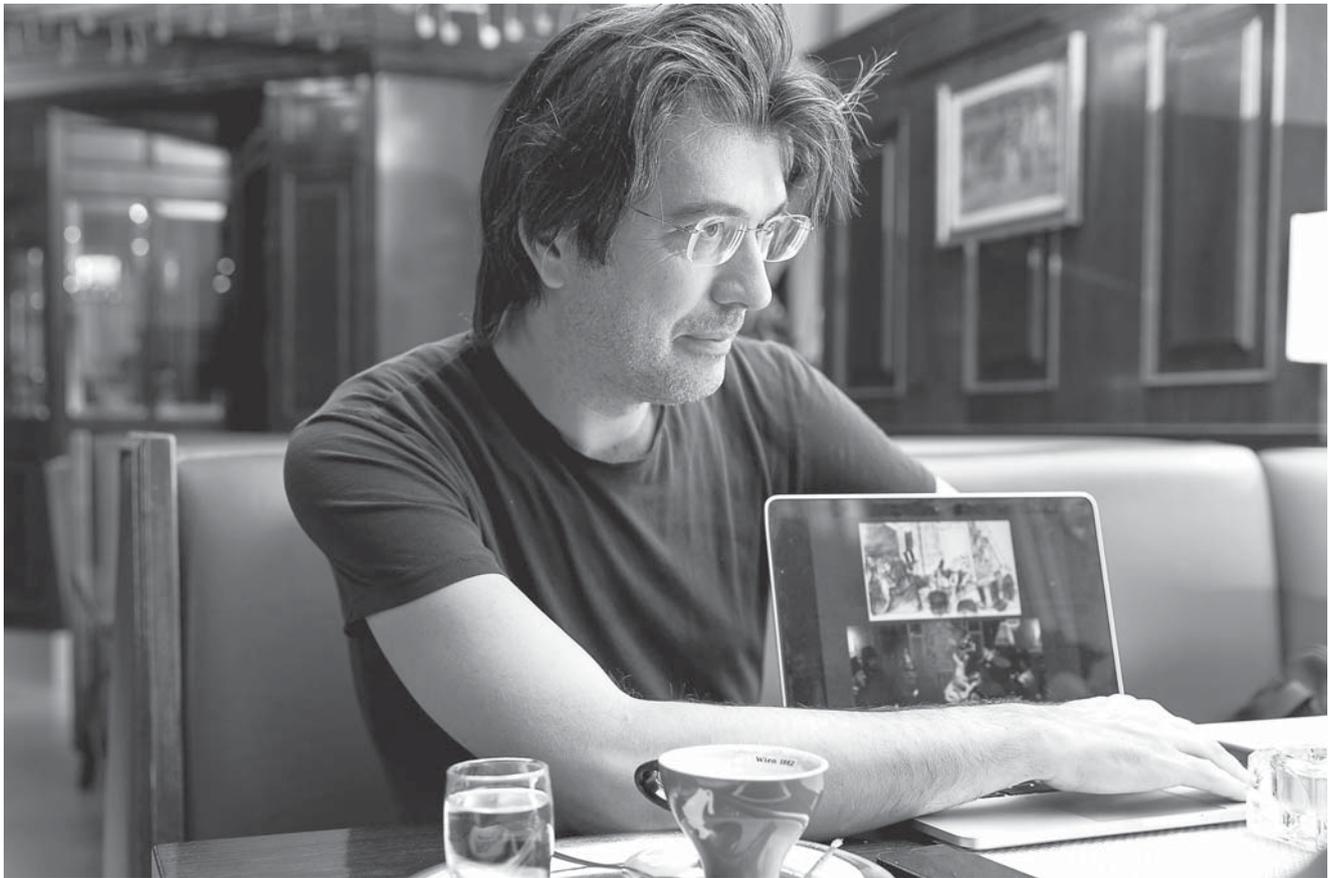
FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Fangen wir mit dem Wachtmeister an. Er sagt: „Niemand verlässt das Haus, tot oder lebendig.“ Das ist einmal ein Satz. Den kann jeder Schreiber gut brauchen: „Niemand verlässt den Text, tot oder lebendig.“ Vor allem, wenn du über einen Film berichtest. Du darfst nicht zu viel über die Handlung schreiben, sonst nimmst du den Zuschauern die Spannung, willst aber doch, dass die Leser drinnen bleiben im Text – lebendig natürlich.

Am besten ist es, wir nähern uns der Sache über den Drehbuchautor und Regisseur von *Die Nacht der 1000 Stunden* an. Virgil Widrich war schon

ganz zu Beginn des Erfolgslaufs der österreichischen Filmemacher an vorderster Stelle dabei. Sein Kurzfilm *Copy Shop* gewann nach der Premiere im Jahr 2001 nicht weniger als 35 Preise und war, damals noch eine echte Sensation für den heimischen Film, für den Oscar nominiert.

Fünfzehn Jahre später stellt er jetzt eine Arbeit vor, die so vielfältig ist, dass sie sich kaum in Worte fassen lässt. Sie ist ein Kriminalfilm, ein Science-Fiction-Thriller, ein historischer Film, ein Familiendrama, ein Politikdrama – es ist ein Film wie das Leben selbst, und wie die Welt in unseren Köpfen.



Im alten Haus

Die offizielle Version zum Inhalt lautet so: „Als der aufstrebende Philip von seinem Vater die Geschäfte der Familienfirma übernimmt, wird er mit dem seltsamen Erscheinen seiner verstorbenen Vorfahren konfrontiert. In einer langen Nacht deckt Philip nach einem Mord, einer verbotenen Liebesgeschichte und einem Spiel mit falschen Identitäten ein streng gehütetes Familiengeheimnis auf.“ Und viel mehr soll auch nicht verraten werden. Aber was wir tun wollen, ist einzelne Aspekte ausleuchten.

Den ganzen Film hindurch befinden wir uns in einem alten Haus mit Holzgetäfelten Wänden, knarrenden Stiegen, geheimen Durchgängen und vor allem Telefonen aus allen Epochen. Denn das Familienunternehmen „Ullich & Cie“, dem die Handlung gewidmet ist, stellt seit jeher Fernsprengeräte

her. Widrichs Vorfahren besaßen ein solch altes Haus, allerdings in Salzburg und nicht in Wien, wo der Film spielt. Die Stadt blitzt nur manchmal schemenhaft durch die Fenster herein und erschließt sich bloß durch Hinweise in der Handlung. Widrichs Interesse an Familiengeschichte und ihrer Auswirkung auf die Nachgeborenen hat sich in seinem Elternhaus entwickelt: „Es haben sich dort viele alte Sachen angesammelt, die normalerweise weggeschmissen werden – wir hatten Postkarten von Urgroßeltern und Familienporträts und so weiter. Eine relativ gute Dokumentation über die verschiedenen Menschen, die eine Familie ausmachen. Viele von ihnen waren meilenweit von mir entfernt. Einer meiner weit entfernten Vorfahren war beispielsweise Leopold Kupelwieser, der unter anderem berühmte Porträts von Franz Schubert gemalt hat. Von

ihm gibt es sogar ein Foto, ich glaube, von 1864. Es ist schon sehr interessant, einen solchen Menschen zu sehen, mit dem man überhaupt nichts zu tun hat, und trotzdem gehört er zur eigenen Geschichte dazu. Mich interessiert da weniger die genetische Sache – also die Vererbung von Eigenschaften oder Spezifika – sondern mehr das, was über die Familie erzählt wird. Ich glaube, es macht einen riesigen Unterschied, ob man seinen Kindern beispielsweise erzählt, dass ihre Vorfahren immer schon gut in Mathematik waren, oder dass sich vier ihrer Großtanten wegen Depressionen umgebracht haben.“

Rückschau in der eigenen Familie

Im Film zeigt Widrich dann auch, wie jede Generation in den Fängen der vorigen steckt. Er sieht es drastisch: „Familie ist ein Gefängnis, dem niemand entkommen kann. Wir sind alle

In der „Nacht der 1000 Stunden“ tauchen die Mitglieder der Familie zurück bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auf. Und schnell zeigt sich, wie die Anhänger von autoritären Systemen über viele Generationen hinweg den gleichen Mustern folgen.

Im Film zeigt Widrich dann auch, wie jede Generation in den Fängen der vorigen steckt. Er sieht es drastisch: „Familie ist ein Gefängnis, dem niemand entkommen kann. Wir sind alle betroffen. Und egal, welche Geschichte jemand hat, wir sind alle beschädigt.“

betroffen. Und egal, welche Geschichte jemand hat, wir sind alle beschädigt.“

So kommt der Filmemacher auch zur Zeit des Nationalsozialismus. Bei seiner Rückschau in der eigenen Familie stieß er rasch auf Personen, die in dieser Zeit so alt waren wie er heute und daher imstande waren, Verantwortung zu tragen. „Was würde ich von ihnen wissen wollen, wenn sie heute noch da wären, wie würde ich mit ihnen sprechen?“, das sind die nicht einlösbaren Fragen an die bereits verstorbenen Altvorderen. Nur Dokumente kann man noch studieren und Bilder: „Der Film handelt unter anderem von der Suche nach dem Großvater. Ich kenne ganz speziell den Vater meiner Mutter, der auch in unserem Haus gelebt hat. Er ist auf vielen Fotos in mir bekannter Umgebung. Da steht er vor der Kommode, die es heute im Haus noch gibt, oder auf der Terrasse, die ich kenne. Aber ich habe ihn nie persönlich gesehen. Es gibt auch keine Aufnahme seiner Stimme. Ich weiß nicht, wie sie geklungen hat. Ich kenne jedoch Briefe, die er mit ‚Heil Hitler‘ unterschrieben hat, offensichtlich aus Überzeugung. Er hat zum Glück nie eine Uniform getragen und war kein Mörder, denn er war als Altersgründen nicht zum Militär eingezogen. Aber er war dabei und hat an die Ideologie geglaubt. Insofern war er auch ein Rädchen im System, obwohl meine Großmutter, seine Frau, jüdische Vorfahren hatte und durch die Nazis bedroht war.“

Der Großvater wusste von ihrer Herkunft und erkannte scheinbar dennoch keinen Widerspruch darin. Die Geschichte dieses Mannes führt Widrich zum Thema des Raubzugs der Nationalsozialisten, zu den Diebstählen, die sie „Arisierungen“ nannten, zu Raub und den Mord an Juden. „Wenn man sich vorstellt, wie viele Häuser, wie viele Familienvermögen geraubt wurden, dann gibt es immer noch das Thema, dass man beim Einfangen und Verurteilen der Mörder versagt hat. Aber noch mehr hat man im Schat-



Virgil Widrich (links) hat einen Film mit wunderbaren Schauspielern gedreht, den man sich mehrmals anschauen muss, meint Peter Menasse.

ten der Mörder die Diebe gänzlich unbehelligt gelassen. Mord verjährt mit dem Tod des Mörders und er pflanzt sich nicht fort, weil es keine Sippenhaftung geben darf. Aber das kleinere Verbrechen Diebstahl ist vererbbar. Das ist teuflisch, weil du lebst vielleicht heute noch wissend oder unwissend in einem gestohlenen Haus, wo geraubte Kunstwerke an der Wand hängen. Da bist du sehr wohl zum Handeln aufgefordert. Da gibt es, glaube ich, tausende, vermutlich sogar zehntausende Fälle.“

Der erste Unschuldige der Familie

Ein anderer Aspekt, der in den letzten Jahren augenfällig geworden ist, wird im Film mit großer Deutlichkeit gezeigt. In der *Nacht der 1000 Stunden* tauchen die Mitglieder der Familie zurück bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auf. Und schnell zeigt sich, wie die Anhänger von autoritären Systemen über viele Generationen hinweg den gleichen Mustern folgen, wie sie die immer gleichen Unterdrückungsmaßnahmen, die Gewalt und die Menschenverachtung in bloß unterschiedlichen Uniformen ausüben.

Virgil Widrich hat einen Film mit wunderbaren Schauspielern gedreht, den man sich mehrmals anschauen

muss. Allein die Fülle an Requisiten lässt einen wünschen, man hätte eine Stopp-Taste, wie auf einem modernen Tablet, um in Ruhe die Bilder, Dokumente, Fotoalben, Möbel aus verschiedenen Epochen oder die sich verändernden technischen Geräte anzuschauen.

Am Ende des Films erklärt Georg Ullich seinem Neffen Philip, der das alte Haus erbt, warum er ihn nie über die Geschichte seiner Vorfahren informiert hat. Er habe sich gewünscht, dass Philip der erste Unschuldige der Familie würde. Doch das, davon ist Virgil Widrich überzeugt, geht sicher nicht in Erfüllung, denn wie gesagt: „Familie ist ein Gefängnis, dem niemand entkommen kann.“

Sie allerdings dürfen den Text jetzt verlassen, um in die *Nacht der 1000 Stunden* zu eilen. Der Wachtmeister und seine Kumpane aus allen Jahrhunderten warten dort schon auf Sie. *nu*

Der Film *Die Nacht der 1000 Stunden* ist ab 18. November in den österreichischen Kinos zu sehen. Drehbuch und Regie: Virgil Widrich. Darsteller: Laurence Rupp, Amira Casar, Udo Samel, Johann Adam Oest, Elisabeth Rath, Linde Prelog, Barbara Petritsch, Lukas Miko u.v.a.



Das Entstehen eines Lichtzeichens

Die Künstlerin Brigitte Kowanz und die Klasse für transmediale Kunst an der Universität für angewandte Kunst entwickeln Lichtinstallationen an Standorten, wo sich einst Synagogen und jüdische Gebetsstuben befanden. NU hat sie begleitet.

VON IDA SALAMON (TEXT)
UND SONJA BACHMAYER (FOTOS)

„Judentum ist Verbrechen“ ist auf einem großen Hetzplakat in der Wiener Innenstadt im Jahr 1938 zu lesen. Verwüstung und Zerstörung, Macht und Unmenschlichkeit dominieren in einem zivilisierten Staat in der Mitte Europas. Alles beginnt mit Unzufriedenheit, Hassausbrüchen, egomanischen Darstellungen, Befehlen, Kontrollen und Entwürdigung: Männer und Frauen bespucken und verhöhnen Finger zeigend andere Menschen, lachen herzhaft, während die Erniedrigten mit Bürsten die Straßen putzen. Die Mächtigen bekommen die Unterstützung der Masse, das gibt ihnen das Gefühl, noch bedeutender, noch stärker zu sein. In einer weiteren Phase ihres Wahns beginnen sie zu töten, zu verbrennen. Für das Schreien der Gequälten sind sie taub, das Leiden lässt sie unberührt. Sie, die „Übermenschen“, Gebildete und

Analphabeten, Schöne und Hässliche, Reiche und Arme, heimliche Atheisten und Gläubige, sie alle sind gefährlich und führen die Zivilisation in eine Katastrophe.

78 Jahre später, ein ganz gewöhnlicher Oktobervormittag in der Wiener Innenstadt: mäßiger Verkehr, milde Wetterlage. Ein Bus mit etwa 30 Personen unterschiedlicher Herkunft fährt über die Aspernbrücke in Richtung Praterstraße. Während der Fahrt wird die Geschichte der Synagogen und jüdischen Gebetsstuben in Wien erzählt. Die Gotteshäuser sind fast alle Vergangenheit, denn sie versanken in der sogenannten „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 in Schutt und Asche. Im besten Fall gibt es da und dort noch eine lesbare Tafel, die daran erinnert, dass eine Synagoge an dieser Stelle einmal existierte. Diese Gebäude waren nicht nur religiöse Stätten und

Das Unbegreifliche darzustellen und zu beleben, damit hat die Künstlerin Brigitte Kowanz Erfahrung.



Maria Graff sorgt für Unterstützung ... und koschere Verpflegung



Studierende auf den Spuren der Architekten Bob Martens und Herbert Peter

Wahrzeichen einer Kultur, oft waren sie auch architektonische Juwelen.

OR – das Licht, OT – das Zeichen

Das Aufeinandertreffen von Vergangenheit und Zukunft, von Vernichten und Schaffen, von Dunkelheit und Licht versucht jetzt eine Gruppe an diesen Plätzen künstlerisch in Form von Lichtinstallationen sichtbar zu machen. Das Unbegreifliche darzustellen und zu beleben, damit hat die Künstlerin Brigitte Kowanz Erfahrung. Die Gruppe ist ihre Klasse für transmediale Kunst an der Universität für angewandte Kunst. Es wurden elf Standorte, an denen sich einst Synagogen befanden, bei dieser Busfahrt durch Wien besucht, weitere 17 sind geplant. „Man wird sich wöchentlich treffen, Symbole und Inhalte recherchieren,

die Orte noch einmal genauer besprechen, um eine Basis zu schaffen“, erklärt Kowanz und meint: „Das ist eine großartige Initiative der Direktorin des Jüdischen Museums Wien, Danielle Spera, und von Maria Graff. Ich finde es ganz wichtig, gerade in Zeiten wie diesen.“

Entwürfe für das Kunstprojekt sollen bis Anfang 2017 vorgelegt werden. Im kommenden Jänner werden die Arbeiten dann einer Jury von KÖR – Kunst im öffentlichen Raum Wien präsentiert. Gleich nach der Auswahl beginnt die Umsetzung. Der Arbeitstitel des Projekts lautet OT (Hebräisch: Zeichen), während der Busfahrt kam der Name OR auf – das bedeutet Licht in der hebräischen Sprache. „Vielleicht wird es OT-OR heißen“, lächelt die feinfühligste Künstlerin.

Für Maria Graff, Vorsitzende der Kommission für Kultur und Bildung der Europäischen Union der Frauen in Österreich, die das Projekt sofort unterstützte, ist es klar, dass „wir in dieser reizüberfluteten Welt ein Zeichen brauchen, das permanent und unübersehbar wahrgenommen wird. Ich hätte gerne, dass dieses Zeichen auch noch in hundert Jahren Aufmerksamkeit auf sich zieht.“ Graff ist es wichtig, bewusst zu machen, was an Grauenvollem passiert ist und was an „Weisheit, an Wissen, an kulturellen Schätzen unwiederbringlich verloren ist. Das ist ein Jahrhundertprojekt, von Künstlern geschaffen, das weltweit einzigartig sein wird. Dieses Zeichen wird in Zukunft in aller Welt für Licht und für Gedenken stehen, ausgehend von Wien.“

nu



Künstlerin Brigitte Kowanz und die Direktorin des Jüdischen Museums Wien Danielle Spera



Kluckygasse 11-13, wo einst der Brigittenauer Tempel stand



© BURGENLÄNDISCHE FORSCHUNGSGESELLSCHAFT

Jüdische Kulturwege im Burgenland

Am 4. September 2016 wurden die „Jüdischen Kulturwege im Burgenland“ vorgestellt. Sie führen durch zwölf burgenländische Gemeinden und binden Österreich nun auch in das Netz der „European Routes of Jewish Heritage“ ein.

VON BRIGITTE KRIZSANITS

Die European Routes of Jewish Heritage reichen von A wie Austria bis U wie United Kingdom, überspannen mittlerweile große Teile Europas und sogar darüber hinaus bis Aserbaidschan. Seit kurzem ist auch das Burgenland in diesem Netzwerk vertreten. „Wir hatten schon sehr lange diese Projektidee, die burgenländischen jüdischen Gemeinden für Interessierte erfahrbar zu machen, weil Bedarf besteht. Es ist als Tourist oder auch als Nachfahre von hier Geborenen schwer, sich vor Ort zu informieren“, sagt Alfred Lang, Geschäftsführer der Burgenländischen Forschungsge-

sellschaft. „Teilweise ist es schwierig, die historischen Plätze überhaupt zu finden, die Friedhöfe sind manchmal so versteckt und Beschilderungen gibt es kaum.“ Daher waren die Verantwortlichen der Burgenländischen Forschungsgesellschaft dankbar über den Impuls, der von der European Association for the Preservation and Promotion of Jewish Culture and Heritage (AEPJ) ausging.

Kulturpfad

Der Kontakt zu der internationalen Vereinigung kam über Ernest Simon zustande, den Dr. Gert Tschögl, der

Die European Routes of Jewish Heritage reichen von A wie Austria bis U wie United Kingdom, überspannen mittlerweile große Teile Europas und sogar darüber hinaus bis Aserbaidschan. Seit kurzem ist auch das Burgenland in diesem Netzwerk vertreten.

Verantwortliche für Zeitgeschichte und Politische Bildung in der Burgenländischen Forschungsgesellschaft, im Zusammenhang mit einem anderen Projekt kennengelernt hatte: „Im Zuge des Buches *Vertrieben* habe ich Interviews gemacht – und selbst als das Buch bereits erschienen war, habe ich die Aufzeichnungen fortgesetzt. So kam ich mit Ernest Simon in Kontakt. Er ist in Eisenstadt geboren und war mit einem Kindertransport nach London gekommen. Heute ist er im Vorstand von B'nai B'rith Europe, und diese Organisation ist wiederum Mitglied bei der AEPJ. Die AEPJ regte an, den Europäischen Tag der jüdischen Kultur auch ins Burgenland zu bringen und auch einen Trail durch die ‚Sieben-Gemeinden‘ (Schewa Kehillot) des Burgenlandes einzurichten.“ Die Burgenländische Forschungsgesellschaft griff beide Ideen auf. 2014 wurde mit einem vielfältigen Programm in mehreren Gemeinden der erste Europäische Tag der jüdischen Kultur im Burgenland begangen. Und auch der Plan der Kulturroute wurde konkretisiert. Allerdings war den Verantwortlichen bald klar: „Wenn wir das machen, dann nicht nur für die Sieben-Gemeinden, sondern gleich für alle zwölf.“ Denn neben den bekannten Sieben-Gemeinden, die unter Esterházy-Herrschaft gestanden waren, gab es im Burgenland fünf weitere jüdische Kultusgemeinden beziehungsweise Filialgemeinden.

Leitfaden im Web- und Printformat

Ziel des Projektes war und ist es, den Interessierten etwas in die Hand zu geben: „Es gab bislang keinen Überblick über die burgenländischen jüdischen Gemeinden. Daher war unsere Idee, die jüdischen Spuren in den Gemeinden zugänglich zu machen. Ursprünglich war eine Handy-App vorgesehen. Davon sind wir jedoch wieder abgekommen. Wir haben die Website forschungsgesellschaft.at/routes, und wir haben ein Begleitheft erstellt. Denn

diese Rückmeldung haben wir bekommen, dass die Gäste nach Führungen gerne etwas mit nach Hause nehmen, wo sie noch vertiefend weiterlesen können“, so Alfred Lang. „Die Website ist auch auf dem Mobiltelefon abrufbar und hat den Vorteil gegenüber der Broschüre, dass wir sie stets aktuell halten können. Wir haben dort auch zu den einzelnen Gemeinden Videos mit Zeitzeugen, die sich an ihre Zeit in der jeweiligen Gemeinde erinnern, eingespielt. Diese Mediathek wird laufend erweitert“, erklärt Dr. Gert Tschögl.

Überblick über die zwölf jüdischen Gemeinden

Mit der Website beziehungsweise der Broschüre erhalten Interessierte einen Leitfaden zu den einzelnen Gemeinden und auch zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung im Burgenland. Diese reicht nachweislich bis in das 13. Jahrhundert zurück. Weit über die Grenzen hinaus bekannt sind die sogenannten „Sieben-Gemeinden“ – Schewa Kehillot – Eisenstadt, Matters-

burg, Kittsee, Frauenkirchen, Kobersdorf, Lackenbach und Deutschkreutz, die unter dem Schutz der Fürsten Esterházy standen. Paul I. Esterházy (1635-1713) hatte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Wien vertriebenen Juden die Ansiedlung in jenen sieben Gemeinden – und dazu noch in Neufeld an der Leitha – erlaubt. Sie leisteten dafür Schutzgeld und nannten sich stolz „Hochfürstlich Esterházy-sche Schutzjuden“. Der Rabbiner von Kittsee betreute auch die außerhalb der Herrschaft liegende Kultusgemeinde Gattendorf mit.

In den Gemeinden Güssing, Rechnitz und Stadtschlaining entstanden unter der Herrschaft der Familie Batthyány jüdische Gemeinden. 1930 kam auch Oberwart hinzu, da in der Zwischenkriegszeit jüdische Familien aus Stadtschlaining hierher umgesiedelt waren.

Kulturführer mit Hang zum Detail

Der Kulturführer stellt die Geschichte der einzelnen Gemeinden

Synagoge in Oberwart, in der heute die Musikschule untergebracht ist



© BURGENLÄNDISCHE FORSCHUNGSGESELLSCHAFT



Lederwaren Isidor Deutsch, Mattersburg

vor und geht dabei auch auf Persönlichkeiten und Örtlichkeiten ein. „Das ist für mich ein wichtiger Punkt und hebt unsere Broschüre auch von anderen Kulturführern ab. Denn wir gehen einen Schritt weiter und beziehen auch die Straßen und Wohnhäuser mit ein. Herkömmliche Reiseführer beschränken sich meist auf das, was man offensichtlich vor Ort hat – das ist der Friedhof. Vielleicht gibt es noch eine Synagoge, und das war’s dann schon. Aber das stimmt ja nicht: Es stehen in den Gemeinden ja noch sehr viele Häuser der Menschen im Originalzustand – und da gibt es auch Geschichten über die Menschen, die dort gelebt haben, über den Rabbiner, den Schächter usw.“, sagt Alfred Lang. Dazu findet man in der Broschüre nützliche Hinweise: etwa dazu, wo der Schlüssel zum Friedhof erhältlich ist oder wo zusätzliche Informationen abrufbar sind. Auch Kontaktdaten über

Personen und Initiativen vor Ort sind aufgelistet.

Jüdische Kultur erlebbar machen

Durch die Kulturwege soll das Bewusstsein für die jüdische Geschichte im Burgenland gestärkt werden – einerseits vor Ort, aber auch für Besucher, die von weiter her auf Spurensuche hierher kommen. „Wir haben immer wieder Nachkommen, die bei uns anfragen, ob wir ihnen hier etwas zeigen können. Wir machen mit ihnen dann eine Tour“, sagt Dr. Gert Tschögl und nennt auch noch ein Beispiel, das zeigt, wie alle von gelebter Erinnerung profitieren: „Wir hatten heuer wieder eine Anfrage von einer Dame aus Amerika, deren Mutter in Deutschkreutz geboren war und die diesen Ort besuchen wollte. Sie befand sich mit ihrem Mann auf Europareise und wir haben ihr vom Europäischen Tag der jüdischen Kultur und den Veranstaltungen im Bur-

genland erzählt. Daraufhin haben sie ihre Reise umgeplant und es so eingerichtet, dass sie am 4. September in Deutschkreutz waren. Dr. Adalbert Putz hatte recherchiert, welches ihr Elternhaus war und dazu auch historische Bilder organisiert. Für die Dame war das sehr berührend. Genau diese Erlebnisse sind es, wovon unser Projekt lebt“, sagt Alfred Lang abschließend. *nu*

Information:

Burgenländische Forschungsgesellschaft
Domplatz 21
7000 Eisenstadt
Tel +43 2682 66 88 6
www.forschungsgesellschaft.at/routes

Die **European Routes of Jewish Heritage** umfassen Routen in 14 Ländern sowie drei Routen zu den Themen „Modernismus in europäischen Synagogen“, „Frauen im Judentum“ und „Holzsynagogen in Zentral- und Osteuropa“. Dabei handelt es sich nicht um ein zusammenhängendes Wegenetz, sondern um einzelne Touren bzw. auch Punkte, die unter www.jewishheritage.org abgerufen werden können.

Durch die Kulturwege soll das Bewusstsein für die jüdische Geschichte im Burgenland gestärkt werden – einerseits vor Ort, aber auch für Besucher, die von weiter her auf Spurensuche hierher kommen.

Überblick über die zwölf jüdischen Gemeinden des Burgenlandes

Die jüdische Gemeinde in **Eisenstadt** wurde noch in den 1920er und 1930er Jahren als „Unikum in Europa“ beschrieben, denn sie war eine eigenständige Gemeinde mit Bürgermeister und Amtmann, in der auch die Traditionen hochgehalten wurden. Wichtigste Persönlichkeit der Gemeinde zu jener Zeit war der Weinhändler und Kunstsammler Sandor Wolf. Das jüdische Eisenstadt beschränkte sich nicht nur auf die einstige jüdische Gemeinde Unterberg-Eisenstadt, auch im Stadtzentrum hatten jüdische Familien ihre Häuser.

Kittsee gilt als die nördlichste Kultusgemeinde des Burgenlands. Ihre Anfänge reichen bis in das 17. Jahrhundert zurück, das enge Zusammenleben zwischen der Herrschaft und den jüdischen Bewohnern wird unter anderem durch die Lage des jüdischen Friedhofs deutlich: Er befindet sich unmittelbar neben der alten Burg und bildet den Endpunkt des Rundgangs, der vom ehemals von einer jüdischen Familie geführten Gasthaus vorbei am Armenhaus, der ehemaligen Fleischbank und einigen jüdischen Geschäften wie auch am Geburtshaus des Violinisten, Dirigenten und Komponisten Joseph Joachim führt.

Gattendorf nahe der ungarisch-slowakischen Grenze lag zwar nicht in der Esterházy-Herrschaft und war noch dazu eine Gemeinde ohne Rabbiner, besaß aber doch eine eigene Synagoge, die vom Rabbiner von Kittsee mitbetreut wurde. Die Synagoge wurde 1996 abgerissen, Reste davon sind in der Volksschule als Zeichen der Erinnerung aufgestellt. Die Kulturroute führt vorbei an ehemaligen Wohnhäusern jüdischer Familien bis zum jüdischen Friedhof.

In **Frauenkirchen** wurde im Frühjahr dieses Jahres an der Stelle der ehemaligen Synagoge der Garten der Erinnerung eröffnet. Hier startet auch

der Rundgang, der zur Rosenfeld-Mühle führt – Paul Rosenfeld war der einzige Frauenkirchner Jude, der nach 1945 in seinen Heimatort zurückkehrte.

Der Rundgang durch **Mattersburg** beginnt beim Wohnhaus eines bekannten Bewohners: bei jenem des Arztes Rudolf Berczeller am Hauptplatz. Er führt an einigen Geschäftslökalen vorbei zum Brunnenplatz mit dem Gedenkstein für die jüdische Synagoge und weiter zum jüdischen Friedhof.

In **Kobersdorf** steht eine der wenigen erhaltenen Synagogen im Burgenland. Sie kann derzeit nur von außen besichtigt werden. Auch noch erhalten sind die Gebäude der ehemaligen koscheren Fleischerei wie auch des Gasthauses. Der rund 5.000 Quadratmeter große Friedhof liegt inmitten einer malerischen Baumkulisse und wird so dem Beinamen „Waldfriedhof“ gerecht.

Das jüdische Zentrum in **Lackebach** hatte seinen Standort in unmittelbarer Nähe des Hauptplatzes. Hier befanden sich eine Synagoge, eine Talmudschule sowie eine Mikwa. Auf dem Friedhof ist Markus Mordechai Schey, der Großvater von Arthur Schnitzler, begraben. In Schnitzlers Roman *Der Weg ins Freie* fanden Markus Mordechai Schey wie auch sein Bruder Baron Philipp Freiherr von Schey Eingang in die Literatur.

Deutschkreutz – „Zelem“ – war einst ein religiöses Zentrum mit einer bekannten Jeschiwa. Der Rundgang durch die Gemeinde führt unter anderem zum Quartier für die Studenten der Talmudschule, ebenso wie zum Haus des Weinhändlers Lipschitz, in dem die Laubhüttenfeste gefeiert wurden. Im heutigen „Vinatrium“, einst im Besitz der Weinhändlerfamilie Tauber, wird heute wieder Wein ausgeschenkt. Vor dem Haus, in dem der Komponist

Carl Goldmark seine Kindheit verbrachte, wurde 2013 ein Denkmal errichtet, das die Erinnerung an die Bewohner der einstmals größten burgenländischen Judengemeinde wachhält.

Rechnitz lag in der Herrschaft der Familie Battyány und war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von Juden besiedelt. Ein Erinnerungsweg führt mit zehn Stationen durch den Ort und weist unter anderem auf die ehemalige Synagoge hin. Traurige Bekanntheit in Rechnitz erlangte der Kreuzstadel, in dessen Nähe kurz vor Kriegsende 200 ungarische jüdische Zwangsarbeiter ermordet wurden. Der Kreuzstadel ist heute Symbol für eine überregionale Gedenkkultur.

In **Stadtschlaining** hat sich nicht nur die Synagoge erhalten, auch im Stadtmuseum wird auf die Geschichte der jüdischen Bevölkerung eingegangen. Hier gab es bis 1938 eine orthodoxe Gemeinde, die Mitte des 19. Jahrhunderts 650 Personen zählte. Nach der Abwanderung des letzten Rabbiners nach Oberwart im Jahr 1923 verlor sie jedoch an Bedeutung.

Oberwart war seit dem 19. Jahrhundert Filialgemeinde von Schlaining, 1930 wurde hier eine eigenständige Kultusgemeinde eingerichtet. Ein Gedenkweg in der Stadt erinnert an die Opfer des Nationalsozialismus in Oberwart. Diese Route kann noch um einen Besuch des jüdischen Friedhofs und des Synagogengebäudes, in dem heute die Musikschule untergebracht ist, erweitert werden.

Güssing war die südlichste der burgenländischen jüdischen Gemeinden. Der Rundgang startet an der Stelle, wo einst die jüdische Schule stand, und führt durch das Zentrum über den Marktplatz, an dem sich das Spitalhaus, die Fleischbank, Wohnungen und Kaufläden wie auch die „Thunk“, das rituelle Bad, befunden hatten.

Diesen Kuss der deutschen Sprache



**Tomer Gardi zu Gast in
Mattersburg.**

VON KATHARINA TIWALD

Wäre es um Aphrodites Genkonstellation etwas anders bestellt gewesen, womöglich hätte sie ausgesehen wie Tomer Gardi: das bunte Hemd fast bis zum Nabel offen, wucherndes, glänzendes Haar auf dem Brustkorb, ein meterlanger, rosafarbener Schal, der gegen die burgenländische Oktoberkälte schützen wird. Und das Gesicht zwischen dunklen Locken, als habe sich ein Vorhang geöffnet.

In Klagenfurt hat der israelische Schriftsteller mit der – scheinbaren – Anmaßung, auch ein Nicht-Muttersprachler könne deutsche Prosa schreiben, und zwar ohne den Zwang zur (sprach)machtvollen Niederkorrektur aller Fehlerpflänzchen, die Jury in Verwirrung gestürzt: man müsse über die „Einwanderungsbedingungen in die deutsche Sprache“ diskutieren, Gardis Prosa wurde gar als „Tellermine“ beschrieben. In Berlin wiederum wollte sich kein Verlag dem Risiko aussetzen, kaufwilliges Publikum mit Literatur in migrantischem Deutsch zu konfrontieren, obwohl Gardis Roman *Broken German* im Berliner Schmelztiegel angesiedelt ist und Form und Inhalt einander entsprechen wie Faust und Aug. Es war der Grazer

**Israel sei keine gute Heimat für
Schriftsteller, meint Tomer Gardi.**

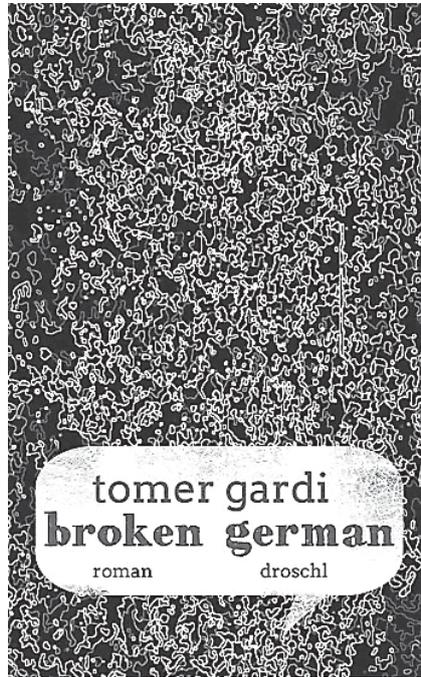
Die Entwicklung hin zu einem Mehr an Nationalismus erfüllt Gardi mit Sorge; Israel sei etwa das einzige Land gewesen, das seinen Stand auf der Frankfurter Buchmesse mit einer großen Flagge dekoriert habe.

Verlag Droschl, ein verlässlicher Ritter im Einsatz für das literarische Experiment, der dem Autor eine Heimat bot – im „gebrochenesdeutschsprachigesraum“, um Gardis lustvolles Spiel mit Sprache und Heimat zu zitieren.

Zu Gast im Burgenland

Am 28. Oktober war Tomer Gardi, als Abschluss einer Lesereise, Gast des burgenländischen PEN-Clubs: die ursprünglichen Fantasien einer längeren Tour zu Neusiedler See und Co, wo Burgenlandherzen weich werden vor lauter Schön, wichen einer konzentrierten Führung zum jüdischen Friedhof in Eisenstadt und der Synagoge durch Johannes Reiss, der das Jüdische Museum Eisenstadt leitet. Nun ist besagtem Burgenlandherz – meinem zum Beispiel, mit kroatischer und Siebenbürger Geschichte, mit Bildung und Reisen gepöppelt – in situ dann doch etwas unwohl: was wird der Israeli denken, wenn man ihn automatisch zum jüdischen Friedhof schleppt? Wie ginge es mir, lotste man mich auf einer Sibirienreise zu den Gräbern der dorthin ausgesiedelten Deutschen? Die sorgfältige Führung jedoch, der Blick auf das versteckt liegende Gräberfeld, der Gang in die kleine Synagoge im Wertheimer-Haus mit ihrer Wand voller Jahrzeittafeln: das, sagt mir Tomer nachher, sei eine gute Idee gewesen. Wie er auch nach der Lesung sagen wird, dass er auf keiner einzigen Station seiner Lesereise durch Deutschland und Österreich auf israelische Politik angesprochen worden ist.

Durchaus aber im Literaturhaus Mattersburg. In seinem ersten Buch, *Stein, Papier*, geht Tomer Gardi der Geschichte des Museumsbaus im Kibbuz seiner Kindheit, dem Kibbuz Dan, nach und stöbert in Archiven nach Belegen für die Behauptung, es sei aus Steinen eines gesprengten arabischen Dorfes errichtet worden. Das, findet Gardi heraus, stimmt: und es folgt ein Furioso, das sich in weiterer Folge etwa um jene „Operation Schanzwerk“ von



1948 dreht, in deren Rahmen in Tel Aviv die letzten „Drückeberger“ – wie es damals hieß – in die israelische Armee gezwungen wurden, mittels Straßensperren, Hausdurchsuchungen, Gerichtsverfahren. Dazwischen immer wieder die Stimme eines entsetzten Ichs, das Ich des Autors wohl, der in Mattersburg erzählt, er sei richtig krank geworden während seiner Recherchen, habe Hautausschläge bekommen, als litte er an allergischen Reaktionen.

Buchmarkt ohne staatliche Stütze

In der NGO „Zochrot“ war Tomer Gardi aktiv, einer Organisation, die sich darum kümmert, der „Nakba“, der palästinensischen Leidensgeschichte im Zusammenhang mit der israelischen Staatsgründung 1948, in der Wahrnehmung der israelischen Öffentlichkeit einen Platz zu verschaffen. Möglich, dass man sich mit solchen Schriften in Israel keine Freunde macht: Allerdings, so ihr Autor im Gespräch, seien die Reaktionen auf kolportierte Inhalte, auf Rezensionen und Berichte in der Überzahl gegenüber einer tatsächlichen Auseinan-

dersetzung mit dem Buch selbst – das übrigens, im Original auf Hebräisch erschienen, bereits das Spiel mit literarischen Vorbildern und Denkfiguren zeigt, wie Gardi es in *Broken German* fortsetzt.

Israel sei keine gute Heimat für Schriftsteller, meint Tomer Gardi abschließend: neoliberal der Buchmarkt, ohne die staatliche Stütze, wie es sie Österreich gibt. Viele Kolleginnen und Kollegen überlebten in diesem Beruf nur durch ihre Internationalisierung. Die Entwicklung hin zu einem Mehr an Nationalismus erfülle ihn mit Sorge; Israel sei etwa das einzige Land gewesen, das seinen Stand auf der Frankfurter Buchmesse mit einer großen Flagge dekoriert habe. Er habe die Messe nach anderen Flaggen abgesehen und einzig am Stand des Iran eine, allerdings kleine, gefunden. Auf einen Einwurf aus dem Publikum, dass Österreich, würde es aus einem Nachbarland mit Raketen beschossen, viel härter gegen dieses Nachbarland vorgehen würde, als das in Israel der Fall sei, bleibt Tomer Gardi bei seinem Standpunkt: Israel habe nun einmal eine koloniale Geschichte, das sei Tatsache und mit einer solchen fiktiven Situation nicht zu vergleichen.

Die hebräische Literatur im internationalen Kontext hat er zu seinem Dissertationsthema gemacht. Es sei möglich, sagt er, dass er Israel verlassen werde. An einem nächsten Buch auf Deutsch arbeitet er bereits. Und dass er nachher im privaten Rahmen sagen wird, dass er gern einmal seine Bücher per Lippenstiftkuss signieren würde: Passt das nicht ausgezeichnet zur spielerischen Subversion im Sinne des Friedens? Was Aphrodite selbst zur Lösung des Nahostkonflikts sagen würde, steht in den Sternen. *nu*

Einen Überblick über die Publikationen von Zochrot, insbesondere die von Tomer Gardi edierten Ausgaben der Zeitschrift *Sedek: A Journal of the ongoing Nakba*, findet man online unter: zochrot.org/en/sedek/all

Tel Aviv in Graphic Novels

Asaf Hanukas *Der Realist* ist ein Comicstrip der ganz anderen Art. Keine Superhelden, keine phantastischen Abenteuer stehen im Mittelpunkt, sondern das alltägliche Leben in Tel Aviv – in perfekt illustrierten Bildern und intensiven Kurzgeschichten.

VON RENÉ WACHTEL

Asaf Hanuka begann seine künstlerische Tätigkeit schon während seines Militärdienstes in der israelischen Armee, als er mit dem Autor Etgar Keret die Kurzgeschichtensammlung *Streets of Rage* veröffentlichte. Während sein Zwillingbruder Tomer Hanuka, der auch als Comic-Künstler und Illustrator arbeitet, in die USA ging und dort Grafikdesign studierte, entschied sich Asaf nach dem Militärdienst für Frankreich und studierte Illustration an der Kunstschule in Lyon.

Seine eigenwilligen Zeichnungen steuerte er auch für den Animationsfilm *Waltz with Bashir* bei, eine israelische Dokumentation über den ersten Libanonkrieg, die 2009 in der Kategorie „bester fremdsprachiger Film“ für einen Oscar nominiert war. Asaf Hanuka hat des Weiteren für namhafte Publikationen wie *Nike*, *Rolling Stone* oder *The New York Times* gearbeitet.

Vor einigen Jahren erhielt er von einem israelischen Wirtschaftsmagazin das Angebot, einen Comicstrip für die letzte Seite zu zeichnen. Der Verleger machte keine Vorgaben, und es entstand *Der Realist* – die Geschich-

ten eines Familienvaters, der mit Frau und Sohn in Tel Aviv lebt. Es ist seine persönliche Geschichte, mit all den Problemen, denen man in Tel Aviv begegnet. Die wöchentlich erscheinenden Comicstrips sollen auch ein Spiegelbild der Stadt sein. Für Asaf bilden Probleme und Konflikte das Material seiner Arbeit und die zeichnerische Auseinandersetzung ist der Schlüssel dazu. Darum hat er diese Form gewählt. Wobei er bei *Der Realist* alle gängigen Methoden des Comicstrips außer Acht lässt. Zwar gibt es das typische Neuner-Panel (eine systematische Reihenfolge der einzelnen Zeichnungen auf einer Seite), aber sehr oft sind Einzelillustrationen als Comicstrip zu finden. Und er experimentiert viel mit Farben. Asaf Hanuka verwendet sie, um ganz bestimmte Stimmungen zu schaffen und Emotionen zu wecken. Die Farben sind immer Teil und Leitfaden der Geschichte. Die Grundstimmung ist grau, Kinder zeichnet er hingegen gern hell und in Gelb.

Tel Aviv als große Blase

Asaf Hanuka bezeichnet Tel Aviv in *Der Realist* als große Blase. „Es ist eine Übung in Verdrängung und Selbsttäu-

schung. Dort ist immer Sonne, Party und Nachtleben. Tel Aviv ist voller Graffiti, voll von Künstlern. Die Stadt liegt aber nur 40 Minuten vom Gazastreifen entfernt. Alle paar Tage gibt es einen Terroranschlag oder Helikopter am Himmel“, wie er es kürzlich in einem Interview beschrieb. Und so sind die Bildergeschichten auch. Die Blase Tel Aviv und er, der Familienvater, der Angst hat zu scheitern, der überlegt, mit seiner Familie auszuwandern, aber in Israel verliebt ist und bleibt. Trotz der immerwährenden Furcht vor Raketenangriffen und vor dem großen Krieg.

Eine wichtige Rolle in den Comicstrips spielt das Vatersein – für ihn, so sagt er, war es die größte Veränderung in seinem Leben, denn er musste einen Weg finden, erwachsen zu werden. Das alles beschreibt Hanuka humorvoll, surrealistisch und in äußerst ungewöhnlicher Form.

Der Realist wurde 2016 mit dem „Will Eisner Award“, dem „Oscar unter den Comicpreisen“, für das beste internationale Comic ausgezeichnet. Die Serie ist jetzt in einer gebundenen Ausgabe als Graphic Novel bei Cross Cult auf Deutsch erschienen. nu



Asaf Hanuka: verliebt in Israel

DEMASKIERUNG



ES GIBT EINEN LADEN
IN BNEY BARAK* MIT
MEGABILLIGEN PREISEN.

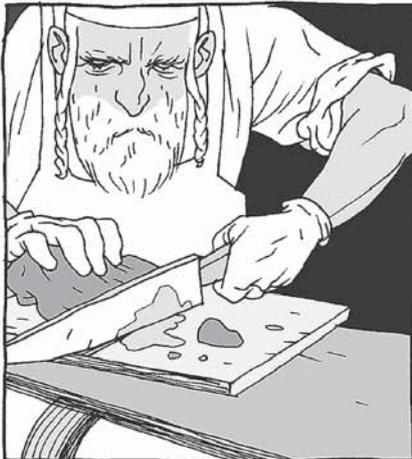


FÜR DEN PREIS EINES GERICHTS
IN TEL AVIV BEKOMMT MAN DORT
LEBENSMITTEL FÜR EINEN MONAT.



DAS EINZIGE PROBLEM IST,
DASS SIE NUR AN RELIGIÖSE
VERKAUFEN. ALSO MUSS MAN SICH
DEMENTSPRECHEND ANZIEHEN.

* BNEY BARAK IST EINE ULTRAORTHODOXE STADT



BEI MIR IST DAS KEIN DING.
ICH RASIERE MICH SOWIESO KAUM.



ALLES LIEF TATSÄCHLICH GUT,
BIS ZUR SCHLANGE AN DER KASSE.



ICH DENKE, DA HABEN
SIE MICH ENTDECKT.

* AUF DER TÜTE: KOSCHER



AUF DEM HEIMWEG HABE
ICH DANN BEMERKT, DASS ICH DIE
MILCH VERGESSEN HABE ...



ALSO BIN ZUM LADEN UM DIE ECKE.
DIE NETTE KASSIERERIN, DIE MICH KENNT,
HAT MIR EINEN FINSTEREN BLICK ZU-GE-
WORFEN, ALS HÄTTE ICH SIE BETROGEN.



VIELLEICHT WEIL ICH DAS
RÜCKGELD NACHGEZÄHLT HABE.

MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VOM CROSS CULT VERLAG/LUDWIGSBURG



„In Wirklichkeit lernt man alles im Leben“

NU möchte an einen lieben Freund erinnern: Jenö Eisenberger, der uns im Sommer dieses Jahres verlassen hat.

VON DANIELLE SPERA

Jenö Eisenberger kam 1922 als Sohn einer orthodoxen jüdischen Familie in Ungarn zur Welt. Sein Vater und fünf seiner neun Geschwister wurden in der Schoa ermordet. Er selbst konnte auf abenteuerliche Weise mit falschen Papieren entkommen und kämpfte 1947 in Israels Unabhängigkeitskrieg. Zwei Jahre später kam er nach Wien, wo er als Gemischtwarenhändler am Wiener Naschmarkt seine kaufmännische Laufbahn begann. Nachdem er bei einem Aufenthalt in den USA das Konzept der Selbstbedienungsläden kennengelernt hatte, eröffnete er mit „Löwa“ die erste österreichische Supermarktkette, danach die PamPam-Märkte. In den 1970er-Jahren entwickelte sich sein – durch seine Frau Vera entfacht – Interesse für die Kunst, und damit eine leidenschaftliche Sammlertätigkeit mit Schwerpunkt auf Kunst aus Wien um 1900.

Im Laufe der Zeit wuchs die Sammlung von Vera und Jenö Eisenberger auf mehr als 1500 Objekte an. Zu den Beständen gehört auch die bedeutendste Privatsammlung von Judaica aus der österreichisch-ungarischen Monarchie – eine Auswahl daraus war im Jahr 2000 in der Ausstellung „Möcht' ich ein Österreicher sein“ im Jüdischen Museum Wien zu sehen.

Für die Kunst hat er Unglaubliches geleistet. Abgesehen vom Sammeln und Ausstellen hat Jenö Eisenberger mit seiner Leidenschaft versucht, jungen Menschen die Augen für Kunst zu öffnen und sie zum Sammeln zu bringen. Unermüdlich besuchte er mit ihnen Künstler und Galerien, um ihr Interesse zu wecken.

Wo kauft man die Bilder?

Im Jahr 2003 haben wir ihn im **NU** gefragt, wie er zur Kunst gekommen ist. „Vielleicht bin ich ein heimlicher Intellektueller. Nachdem ich so viele Erfolge im Lebensmittelhandel hatte, bin ich eben ein Lebensmittelhändler geworden. Wie hat alles begonnen? Ich war etwa 50 Jahre alt, da habe ich angefangen, meine – mittlerweile verstorbene – Frau Vera ins Museum zu begleiten. Auf einmal hat es mich dazu getrieben, dass ich – nicht so wie Vera – nur geschaut habe, sondern auch gekauft habe. Vielleicht wollte ich Vera etwas beweisen. Sie hat nie im Leben Schmuck getragen, ich wollte ihr aber etwas schenken, und so waren es eben Bilder. Dabei bin ich auf den Geschmack gekommen. Ich habe darin natürlich auch einen wirtschaftlichen Vorteil gesehen. Ich werde sicher nie im Leben ein Österreicher, dennoch kann ich Österreich oder Wien lieben, daher habe ich auch nicht Picasso oder Ähnliches gekauft, sondern österreichische Kunst, angefangen von Emil Jakob Schindler oder die österreichischen Impressionisten, und später sogar österreichische Gegenwartskunst. Das gilt im Übrigen auch für meine Judaica-Sammlung, es sind ausschließlich Objekte aus der österreichisch-ungarischen

Für die Kunst hat Jenö Eisenberger Unglaubliches geleistet. Seine Sammlung gilt als eine der bedeutendsten Privatsammlungen von Judaica aus der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Monarchie. Jedenfalls möchte ich betonen, dass ich österreichische Kunst sammle, das ist sicher eine unbewusste, keine vorgegaukelte Liebe. Es ist eine Liebe zu Österreich oder zu den Österreichern.“

Und auf die Frage, wie er zu sammeln begonnen hätte, antwortete Jenö Eisenberger: „Eigentlich aus Langeweile bin ich einmal mit Vera ins MOMA in New York mitgegangen. Sie hat mir bei den verschiedensten Bildern Details erklärt, und ich habe realisiert, wie begeistert sie war. Ich sagte ihr, wir haben doch Geld, wieso kaufst du dieses Bild nicht? Und sie sagte, das ist doch ein Museum! Macht nichts, antwortete ich. Auch wenn es teuer ist, kauf es doch. Da hat sie mir erklärt, dass man in einem Museum nichts kaufen kann. Ich bin dort gestanden, wie ein kleiner begossener Pudel. Also, ich war schon über 50 und wusste nicht, was ein Museum ist. Ich habe sie gefragt, wo man dann Bilder kauft, wenn nicht im Museum? Da hat sie mir erklärt, in Galerien. Da hab ich erst einmal Bilder so um etwa 200 bis 300 Dollar gekauft. Mit der Zeit habe ich mir Geschmack erworben. Vera hat gesagt, jetzt bist du auf dem richtigen Weg ... In Wirklichkeit lernt man alles im Leben. So wie ich gelernt habe, Lebensmittel zu verkaufen, habe ich Geschmack und Kunstverstand auch erlernt.“

Jenö Eisenberger war einer der vielen Juden, die mithalfen, nach 1945 die jüdische Gemeinde in Wien wieder zum Leben zu erwecken. Davon zeugen auch die vielen Fotos, die von ihm und seiner Familie entstanden sind. Wir sind dankbar, dass Jenö Eisenberger, wie Werner Hanak-Lettner es formulierte, mit seinem Blick von außen, seiner Energie, seinem Humanismus und Optimismus Wien in kultureller, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht bunter, reicher und lebenswerter gemacht hat. *nu*



© PETER RIGAUD

„Vielleicht bin ich ein heimlicher Intellektueller.“



© JMW, FOTODARČHY DOBRONYI

„So wie ich gelernt habe, Lebensmittel zu verkaufen, habe ich Geschmack und Kunstverstand auch erlernt.“

Der magische Zauber der „vertriebenen Musik“

VON PETER WEINBERGER

„Vertriebene Musik“ – Musik jüdischer Komponisten, die von den Nationalsozialisten verfolgt, ermordet oder in die Emigration gedrängt wurden, hat insbesondere unter Musikern in den letzten Jahren einige Beachtung erfahren. Von immer mehr Ensembles und in immer mehr Veranstaltungen wird diese Art von Musik ins Programm aufgenommen: Man kann durchaus von einer Renaissance, im wahrsten Sinn des Wortes, nämlich Wiedergeburt einer vor 1933 bzw. 1938 lebendigen Musikkultur sprechen. Neben bereits anerkannten Initiativen wie z.B. exile (Österreichische Koordinationsstelle für Exilmusik), dem Kammermusikfestival Schloss Laudon oder EntArteOpera hat sich in jüngster Zeit ein Duo gefunden, das sich in Zukunft vor allem „vertriebener Musik“ widmen möchte. Mit den beiden Musikerinnen, Setareh Najfar-Nahvi (Violine) und Theresia Schumacher (Klavier) hat **nu** ein Gespräch geführt, um von ihnen die Beweggründe für ihr Engagement zu erfragen, insbesondere, weil ihr kultureller Hintergrund so verschieden ist.

„Unterdrückte Musik“

Setareh begann ihr Geigenstudium am Teheraner Konservatorium und war von 1978 bis 1983 Mitglied des Teheraner Rundfunkorchesters und bei den Teheraner Symphonikern. Nach Abschluss ihres Diploms setzte sie ihr Konzertfachstudium an der Wiener Musikuniversität bei Professor Michael Schnitzler fort. Sie besuchte mehrere Meisterkurse, unter anderem bei Igor Oistrach und Josef Suk. Setareh war langjähriges Mitglied bei dem Tonkünstler Kammerorchester, der Wiener Kammeroper, dem 1. Frauen Kammerorchester Österreichs und beim „Ensemble 86“ für zeitgenössische Musik.



© PRIVAT

Theresia Schumacher und Setareh Najfar-Nahvi widmen sich „vertriebener Musik“.

Sie spielte unter Dirigenten wie beispielsweise Claudio Abbado oder Sir Neville Mariner.

Theresia hingegen kommt aus Deutschland. Sie studierte Instrumentalmusikpädagogik (Klavier) an der Musikhochschule des Saarlandes. Parallel zu nachfolgenden instrumentaltpädagogischen Arbeiten war sie auch musiktherapeutisch tätig, insbesondere in der Begleitung autistischer Kinder und Jugendlicher und in der Förderung ADHS-Betroffener sowie in der musiktherapeutischen Betreuung von Demenzkranken und Wachkoma-Patienten.

Gefragt, wie sie eigentlich zueinander gefunden haben, antworten die Musikerinnen lachend: „Rein zufällig, über andere Bekannte.“ Auf die Nachfrage, ob es gleich funktioniert habe, kommt sofort ein Ja von Theresia, während Setareh zurückhaltend nickt. Für die Deutsche Theresia ist es die Möglichkeit, Neues, wenig Gespieltes zu entdecken, und der zeithistorische Kontext der „vertriebenen Musik“. Für die Iranerin Setareh ist es die Musik des 20. Jahrhunderts an sich, die sie zusammengeführt hat. Schon als Studentin von Professor Schnitzler war sie mit der Thematik der Zerstörung des

jüdischen Kulturkreises konfrontiert. Dessen Familie fand in den Vereinigten Staaten Zuflucht vor der Verfolgung der Nationalsozialisten.

Aufnahmen mit Stücken von Schnittke, Korngold und Wellesz für eine CD in diesem Bereich liegen bereits vor. Da auch in der Sowjetunion unter Stalin Komponisten „nicht volksgerechter Musik“ verfolgt wurden, enthält die Auswahl auch sieben Stücke von Nikolai Roslawez, der anfangs den russischen Futuristen angehörte und nach 1928 als „Volksfeind“ für den Rest seines Lebens keine Anstellung fand. Zurzeit warten diese Aufnahmen noch auf einen Herausgeber. Kein leichtes Unterfangen in Zeiten, in denen dem Publikumsgeschmack der Vorrang gegeben wird bzw. Aufnahmen eines einzigen Komponisten (Komponistin) gefragt sind.

Die beiden, Setareh und Theresia, haben sich übrigens nicht nur der „vertriebenen Musik“ gewidmet, sondern auch der „unterdrückten Musik“, nämlich der Aufführung und Einspielung von Werken von zum Teil sehr wenig bekannten Komponistinnen, wie eine unlängst erschienene CD mit dem Titel *Female Composers* (Austrian Gramophone, 2016) beweist.

nu

Hamburgs neues Musik-Flaggschiff

VON MARTIN RUMMEL

Würde man 789 Millionen Ein-Euro-Münzen aufeinanderstapeln, ergäbe das eine Säule, die fast so hoch wäre wie die Distanz von Wien nach Moskau. 789 Millionen Euro hat der Bau der Elbphilharmonie in Hamburg verschlungen, mehr als das Dreifache der ursprünglich veranschlagten Summe. Nun werden – neben aller Euphorie – Stimmen laut, die das als Verschwendung betrachten.

Fabelhafte Konzertsäle

Aber bei allem Jammern in der Kulturszene, dass überall Budgets gekürzt werden und für Künstler das Überleben schwieriger wird, so viel Geld also besser verwendet werden könnte, sollte man doch auch über den Teller rand schauen, hin zu Systemen, wo es schlicht und ergreifend keine staatliche Kulturförderung gibt. Auch dort finden sich fabelhafte Konzertsäle wie das Sydney Opera House oder die Carnegie Hall und Orchester wie das Cleveland

Orchestra oder London Philharmonic. Lässt man also die Kostenexplosion außer Acht und konzentriert sich auf die Frage, ob eine Stadt wie Hamburg, derzeit ohne Orchester von Weltrang, ein Haus von Weltrang braucht, ist Sydney die beste Antwort. Auch dort hat man ein ikonisches Bauwerk errichtet, und plötzlich ist das Sydney Opera House zu einem der wichtigsten Wirtschafts-, Tourismus- und Kulturfaktoren der südlichen Hemisphäre geworden, weit jenseits der auf kulturpolitische Fragen beschränkten Diskussion – und niemand kümmert der Bedeutungsgrad des hauseigenen Orchesters.

Denkt man in größeren Kategorien kulturgeschichtlicher Bedeutung, kommt man von den Pyramiden über Gotteshäuser und Klosteranlagen, Burgen, Schlösser und Gärten in neuerer Zeit eben auch zu Konzert- und Opernhäusern. Dass in Kriegen nicht nur Menschen getötet, sondern auch deren Bauwerke zerstört werden, ist kein Zufall. Die Errichtung eines „Kulturtempels“ ist auch ein Statement gegen Barbarei und Kulturverlust, für ein Mit-

einander und die Werte, die wir uns in den letzten fünftausend Jahren erkämpft und geschaffen haben. Hoffen wir, dass die Programmierung inklusiv (und nicht exklusiv) in ihrer Ausrichtung sein wird.

Die Architekten

Entworfen wurde die Elbphilharmonie von den jüdischen Schweizer Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron, die unter anderem die Rinderhalle St. Marx und den Donaucity Tower 2 in Wien, aber auch die Londoner Tate Modern gebaut haben und derzeit an der National Library of Israel in Jerusalem arbeiten. Am 11. Jänner 2017 wird in Hamburg eröffnet; das „NDR Elbphilharmonie Orchester“ wird unter Thomas Hengelbrock aufspielen. Immer-noch-Intendant Christoph Lieben-Seutter (der erste Intendant, der eine ganze Amtszeit – von 2005 bis 2011 – ohne ein einziges Konzert durchstehen musste) wird ein Stein vom Herzen fallen, der das neue Bauwerk hoffentlich nicht allzu sehr erschüttert. Mazel Tov!

nu

**Die Elbphilharmonie:
Drei Konzertsäle, ein
Hotel, 45 Wohnungen
und die Plaza**



Der Prophet aus der Vergangenheit

NACHRUF: WERNER HANAK-LETTNER

Leonard Cohen ist tot und wir trauern. Der Mann mit der Stimme so tief wie souverän ist von nun an nur noch auf Tonträgern zu hören. Mitsamt seiner Stimme und seinen Liedern war er eine der Säulen unserer Ausstellung „Stars of David. Der Sound des 20. Jahrhunderts“, die bis zum 16. Oktober im Jüdischen Museum Wien zu sehen war. Gleich im Aufgang zur Ausstellung begrüßte uns der Text der ersten Strophe aus seinem *Hallelujah*. Obwohl nichts zu hören war, gesellte sich die Melodie in Gedanken wie von selbst dazu:

*Now I've heard there was a secret chord
That David played, and it pleased the Lord
But you don't really care for music, do you?
It goes like this
The fourth, the fifth
The minor fall, the major lift
The baffled king composing Hallelujah*

Mit Leonard Cohens Tod ist uns das 20. Jahrhundert mitsamt seinem Sound noch ein Stück weiter abhanden gekommen. Cohen war bibelfest und in der Kabbala bewandert, er war auch sonst von einer unglaublichen Neugier auf die Welt und ihren Geist getrieben, erkundete den Buddhismus, die Liebe und den Humor. Seine Ironie ließ er bei seinen Konzerten immer wieder zwischen den Liedern aufblitzen. Seinen Hit *There ain't no cure for love* kündigte er bei einem Auftritt in London mit den Worten an: „I have also studied deeply in

the philosophies and the religions, but cheerfulness kept breaking through.“

Cohen war auch ein profunder politischer Künstler mit einem klaren demokratischen Auftrag. Die letzte Strophe seines Liedes *Democracy* klingt nach der US-Wahl vom 8. November tief- und abgründiger, und nicht zuletzt, ganz im Sinne Cohens, eben auch optimistischer denn je:

*I'm sentimental, if you know what I mean
I love the country but I can't stand the scene.
And I'm neither left or right
I'm just staying home tonight,
getting lost in that hopeless little screen.
But I'm stubborn as those garbage bags
that time cannot decay,
I'm junk but I'm still holding up
this little wild bouquet:
Democracy is coming to the U.S.A.*

Auch in Wien verewigte Leonard Cohen sich in politischer Hinsicht. 1976, vor genau 40 Jahren, besuchte er die besetzte Arena und gab nach einem Konzert in der Stadt hier noch ein weiteres. Mit seiner legendären Aus-

zeichnung der Arena als „Best place in Vienna“ spendete er den BesetzerInnen ein unbezahlbares Quantum an Selbstbewusstsein, das den jungen WienerInnen half, die einst vibrierende Metropole aus ihrem versteinerten Grau zu befreien. Ein Grau, das die Ablagerungen des Faschismus, der Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung sowie des kleingeistigen „Wiederaufbaus“ der Nachkriegszeit und das über allem liegende, selbstverordnete Schweigen versinnbildlichte.

20 Jahre später brachte Cohen mit *Take this Waltz* ein Lied über Wien heraus. Das dem Werk zugrundeliegende Gedicht *Pequeno Vals Vienese* stammt vom spanischen Dichter Federico García Lorca, der es um 1930 in New York verfasst hatte.

Die Faszination für das morbide Wien hatte bei Cohen wieder Oberwasser gewonnen, in einer Art jedoch, die an Coolness auch in Zukunft schwer zu überbieten sein wird.

*There's a concert hall in Vienna
where your mouth had a thousand reviews.
There's a bar where the boys have stopped talking,
they've been sentenced to death by the blues.
Ah, but who is it climbs to your picture
with a garland of freshly cut tears?
Ay, ay ay ay
Take this waltz, take this waltz,
take this waltz, it's been dying for years.*

Leonard Cohen, der Prophet aus der Vergangenheit des 20. Jahrhunderts, ist tot. Aber wir hören seine Stimme. Sie lebt weiter. *nu*



Zwischen Liebe, Bangen und Hoffnung

Briefe aus einer versinkenden Welt ist ein Buch, das das Leben geschrieben hat – ein Leben zwischen Liebe, Bangen und Hoffnung. Es besteht aus Briefen, sehr persönlichen Briefen, die auf berührende Weise Einblicke in Trennung, Emigration und den langen Weg nach Übersee geben.

VON BRIGITTE KRIZSANITS

Eines gleich vorweg: Dieses Buch wurde nicht als Buch geschrieben. Das „Manuskript“ besteht aus losen Seiten; Briefen, die nicht für ein breites Publikum gedacht waren, sondern nur für zwei Menschen, die darin ihr Schicksal teilten. Die Korrespondenz gelangte letztendlich doch an die Öffentlichkeit, vielleicht war das auch ihre Mission.

Rund 400 Briefe in nicht einmal einem Jahr schrieben sich der aus Wien erst nach Mailand und dann nach Zürich geflohene Arzt Ludwig Popper und seine Frau Friederike zwischen August 1938 und Juli 1939. Die Korrespondenz ist bis heute erhalten geblieben – obwohl der Familie die Emigration nach Übersee gelang, von wo sie im November 1947 wieder zurückkehrte. Die Briefe, gegenseitige Stütze in schweren Stunden, waren dabei so wichtig, dass sie stets im Gepäck blieben. Lutz Elija Popper, der Sohn des Paares, hat diese Korrespondenz bereits 2008 in Buchform veröffentlicht. Im Herbst 2016 erschien die zweite, überarbeitete Auflage. Und

schon das Vorwort zeigt, wie persönlich das Buch angelegt ist: Es richtet sich an „meine über alles geliebten Enkel“, aber auch an „alle Söhne, Töchter und Enkelkinder dieser Welt“ und soll ihnen, anhand der eigenen Geschichte, eine lebendige Darstellung der Zeit der Flucht seiner Eltern aus Wien geben.

Emigration und Alltag

Der Vater des Herausgebers, Ludwig „Lutz“ Popper, hatte in Wien Medizin studiert und 1936 seine Ausbildung im Allgemeinen Krankenhaus abgeschlossen. 1938 wurde er aufgrund „nichtarischer Abstammung“ entlassen und floh in die Schweiz, wo er vorerst bei einem befreundeten Arzt unterkam und in einer Klinik arbeiten konnte. Seine Frau Friederike, „Friedl“, eine Krankenschwester, blieb mit den zwei Kindern – einem Säugling und einem Einjährigen – in Wien zurück. Sie bewältigte den Alltag als Familienhalterin, erledigte für ihren Mann Behördengänge und kümmerte sich dazu auch noch um die Kinder wie auch um den Schwiegervater.

Jeden Tag einen Brief

Fast täglich schrieb sich das Paar einen Brief, tauschte sich über das Geschehen im persönlichen Umfeld, aber auch über politische Vorgänge aus. Themen, die sonst am Küchentisch besprochen wurden, wurden so zu Papier gebracht – die Sudetenkrise, Ärger über den Amtsschimmel, aber auch die Diskussion über die Zulassung von Chiropraktikern in der Schweiz waren unter anderem Teil der Korrespondenz und geben so auch Einblicke in die allgemeine Situation der Jahre 1938/39. Der Autor des Buches und Sohn des Paares greift immer wieder erklärend ein, erläutert familiäre wie auch politische Zusammenhänge und schafft es so, aus den einzelnen Briefen eine Ge-

schichte entstehen zu lassen, in deren Zentrum die Hoffnung und die Bemühungen, nach Amerika zu gelangen, stehen. Diese Geschichte ist aber vor allem auch geprägt von der starken Zuneigung ihrer Schreiber zueinander, eine starke Liebe, an der der Leser teilhaben darf – was manchmal vielleicht sogar ein wenig beschämt, so sehr mit dem fremden Schicksal mitzuleiden.

Der Traum von Amerika erfüllt sich letztendlich nicht. Dennoch bekommt die Familie die Möglichkeit, in Bolivien für die nächsten acht Jahre ein gemeinsames Leben zu führen. Die Korrespondenz endet mit der Abreise aus Europa – und erst hier ist es möglich, die Lektüre wieder aus der Hand zu legen. Denn *Briefe aus einer versinkenden Welt* ist eines jener Bücher, bei denen man nicht aufhören kann, bevor man sie nicht zu Ende gelesen hat. *nu*



Lutz Elija Popper
Briefe aus einer versinkenden Welt
edition lex liszt 12, 2. Auflage 2016
492 Seiten, EUR 25,00

Rätselhafte Geschichte von Fußball und Nazismus

Viele Behauptungen und falsche Angaben haben in Ländern wie Argentinien aus Matthias Sindelar einen Juden und ein Opfer des Nationalsozialismus gemacht. Der in Buenos Aires lebende Sportjournalist Camilo Francka recherchierte in Wien und legt nun die erste Biografie des österreichischen Fußballers auf Spanisch vor. Im Untertitel nennt sie der Autor „eine Geschichte von Fußball, Nazismus und Rätseln“.

VON MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Matthias Sindelar ist als Fußballer und Mitglied des österreichischen „Wunderteams“ zwischen 1931 und 1933 bekannt. In Argentinien galt er bis vor kurzem auch als Jude, der beim Spiel gegen Deutschland im April 1938 das Siegestor schoss und fortan versteckt leben musste, bis er von den Nazis ermordet wurde. Die diversen Irrtümer waren so verbreitet, dass sogar der Argentinische Verband der Makkabäer Gemeindezentren (FACCMA) 2012 den Sindelar Cup ins Leben rief.

Während seines Studiums hörte Camilo Francka zum ersten Mal diese Geschichten und fragte sich, warum ein Fußballer von den Nazis ermordet werden sollte. Seine Neugierde war geweckt. Neun Monate recherchierte er in Österreich, bis er sich mit einem an-

deren Bild des Matthias Sindelar konfrontiert sah. Dokumente und Historiker klärten ihn auf: Sindelar war kein Jude. Ein Interview mit Peter Menasse, Chefredakteur von **NU**, eröffnete ihm, dass Sindelar nach dem Spiel gegen Deutschland nicht versteckt leben musste, dass er sogar bei der „Arisierung“ des Cafés Annahof in Favoriten beteiligt war (siehe den Artikel „Partei-genosse Matthias Sindelar“ von Peter Menasse, erschienen in **NU** 14/2003).

Als Erklärungsversuch, was Sindelar zur Übernahme des Cafés bewegte, schreibt Francka: „Arbeitslos und ohne Einkommen aus dem Fußball, da die Deutschen den Profifußball verboten hatten, zwang ihn die Not, neue Horizonte zu suchen. Ein Kaffeehaus zu haben, war eine reizvolle, machbare Möglichkeit (...)“

In der Tat. In der von Francka erwähnten Steuererklärung des Annahof steht, dass das Kaffeehaus zwischen 1936 und 1937 nicht unter 50.000 Reichsmark Jahresumsatz machte, und möglicherweise hätte 1938 diese Summe übertroffen werden können. „Es ist offensichtlich, dass das Café Annahof sehr gut besucht und sehr profitabel war“, so Francka.

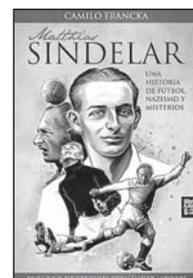
Der FACCMA widmete Sindelar den Cup mit der Begründung, dass der Fußballer laut der Gestapo ein „Judenfreund“ war, und dass er das Kaffeehaus eines jüdischen Freundes zum Marktwert übernahm, als dieser von den Nazis gezwungen wurde, es zu verkaufen. Obwohl Sindelar das Annahof frequentierte und der Besitzer, Leopold Drill, im Fußballermilieu bekannt war, gibt es „keine konkreten Beweise einer engen Beziehung oder Freundschaft zwischen Sindelar und Drill“, schreibt Francka. Möglich ist, dass alles nur Zufall war und dass Sindelar „nicht einmal den Namen des Besitzers kannte“, fügt der Argentinier hinzu.

Ein Mitläufer

Am 1. Juni 1938 stellte Drill die Verkaufsanmeldung des Cafés und verlangte 54.000 RM. Nur zwei Wochen später bekam das „Arisierungsbüro“ den Kaufantrag von Sindelar. Laut Francka half ihm Hans Janisch, ein Bewunderer und Fußballfunktionär (Gaufachwart des ostmärkischen Fußballverbandes). In einem Brief an das „Arisierungsbüro“ bat Janisch darum, das Büro möge Sindelars Kaufabsicht unterstützen, was es auch tat. Der Fußballer erwarb das Café für lediglich 20.000 RM, wovon er 15.000 RM sofort zahlte und die restlichen 5.000 in halbjährlichen Raten zu 300 RM. Drill sah nie etwas von diesem Geld.

Auch wenn Camilo Francka keinen Beweis für eine Mitgliedschaft Sindelars bei der NSDAP fand, kann man eine gewisse Nähe zur Partei nicht leugnen. Das Buch von Francka lässt den Schluss zu, dass die Fußballlegende ein Kind seiner Zeit war und wie so viele andere höchstwahrscheinlich ein Mitläufer war, der ohne böse Absichten aus den Umständen profitieren wollte.

Angesichts dieser Erkenntnisse benannte der Argentinische Verband der Makkabäer Gemeindezentren den Sindelar Cup 2014 in „FACCMA Cup“ um. *nu*



Camilo Francka
Matthias Sindelar. Una historia de fútbol, Nazismo y misterios.
Librofútbol, Buenos Aires 2016
254 Seiten



© PETER RIGAUD

VON MARTIN ENGELBERG

Ist das gut für die Juden?

Wir können nicht anders. Unsere Vorfahren haben jahrhundertlang in ständiger Bedrohung gelebt. Ängstlich haben sie jede noch so kleine Veränderung beobachtet, um rechtzeitig vor einer drohenden Gefahr gewarnt zu sein. Änderte sich etwas, lautete die Frage: „Ist das gut für die Juden?“ Immer wieder zitierte mein Vater seinen Vater mit einem Sprichwort aus den „Mishlei“, den Sprüchen Salomons: „Ashrei Adam Mefached Tamid“ – Gerech ist der Mensch, der sich immer fürchtet. Es war unseren jüdischen Ahnen zum 11. Gebot geworden und ist in unsere DNA eingegangen.

Ist also die Wahl Donald Trumps zum Präsidenten der USA gut oder schlecht für uns Juden, müssen wir dementsprechend fragen. Nur – gibt es überhaupt Anhaltspunkte dafür, dass diese Wahl irgendeinen Einfluss auf die jüdische Gemeinschaft in den USA oder sonstwo hat? Gab es im Wahlkampf überhaupt ein relevantes Thema, das Juden ganz spezifisch in ihren Bedürfnissen oder gar in ihrer Existenz betroffen hätte? Darauf kann man nur antworten: No way! Sowohl Hillary Clinton wie auch Donald Trump begegnen den Juden mit großer Wertschätzung und Empathie. Eigentlich muss man sagen: Es hat sich in den USA praktisch eine Normalität im Verhältnis zwischen Christen und Juden hergestellt. Antisemitismus ist ein völliges Randphänomen der amerikanischen Gesellschaft geworden.

Dafür waren die beiden Kandidaten und ihr familiäres Umfeld das ge-

radezu perfekte Beispiel: Hillary und Bill Clintons Tochter Chelsea ist zwar nicht zum Judentum übergetreten, aber mit Marc Mezvinsky, einem jüdischen Banker, verheiratet. Ihre Hochzeit war eine interkonfessionelle Zeremonie mit einem Pastor und einem Rabbiner. Chelsea und Marc nehmen an jüdischen Gottesdiensten teil. Im Umfeld der Clintons gibt es zahlreiche jüdische Freunde und politische Mitstreiter.

Bei den Kindern Donald Trumps läuft alles noch viel mehr in diese Richtung. Bekanntlich ist Trumps Tochter Ivanka bei einem orthodoxen Rabbiner zum Judentum übergetreten und mit dem jüdischen Geschäftsmann Jared Kushner verheiratet. Sie haben zwei Kinder, und es wurde bereits darüber gewitzelt, dass sie Donald Trump „First Zeidi“ (Jiddisch: Opa) rufen werden. Einige Tage nach der erfolgreichen Wahl Trumps zum Präsidenten hat auch sein Sohn Eric seine jüdische Partnerin Lara Yunaska, eine TV-Produzentin, geheiratet. Obwohl Eric nicht zum Judentum übertrat, fand die Hochzeitszeremonie unter einer Chuppa (jüdischer Traubaldachin) statt.

Die große Mehrheit der amerikanischen Juden gehört dem liberalen Judentum an, und es haben, ähnlich wie bei früheren Wahlen, 70 Prozent für die Demokraten – also Hillary Clinton – gestimmt. Für sie ist mit der Wahl Trumps eine Welt zusammengebrochen. Sie fürchten um das liberale, weltoffene Amerika, ein Amerika, das

der Welt ein Leuchtturm für Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit ist. Ob das so stimmt oder nicht, und vor allem, ob das auch deren progressiven Freunde in Europa so sehen, sei dahingestellt. Ebenso wie die Frage, ob sich das alles unter Donald Trump tatsächlich radikal ändern wird. Aber diese Befürchtungen sind jedenfalls die genau gleichen, die andere Wähler Clintons und der Demokraten hegen, jüdische wie nicht-jüdische. Also: es ist nichts spezifisch Jüdisches.

Bleibt also Israel. Ist in der US-Politik gegenüber Israel eine Änderung zu erwarten? Ja und nein. Ganz grundsätzlich gibt es zwischen Demokraten und Republikanern ein übereinstimmendes Bekenntnis zu Israel als Freund und wichtigstem Verbündeten im Nahen Osten, zur Existenz des jüdischen Staates und seinem Bedürfnis nach Sicherheit. Keiner der letzten amerikanischen Präsidenten hat einen Zweifel daran gelassen, und weder unter Clinton noch unter Trump hätte sich oder wird sich daran etwas ändern. Möglicherweise – und manche halten das sogar für eine Gewissheit – ist die Idee der „Zwei-Staaten-Lösung“ unter einem Präsident Trump jetzt endgültig tot. Aber das ist eine politische Frage, zu der es auch in Israel Pro- und Kontra-Stimmen gibt.

Vielleicht ist es also für uns Juden in der westlichen Welt an der Zeit, uns langsam von dieser ständig wiederkehrenden ängstlichen Frage zu lösen: „Ist das gut für die Juden?“ Sie ist nicht mehr relevant.

nu

Suchbild auf Jiddisch ...

... mit sieben „assimilated“ Hanukka-Fehlern.

VON MICHAELA SPIEGEL



- 1) SEND-A-SALAMI-TO-YOUR-BOY-IN-THE-ARMY-PLAKAT AUS DEM NEW YORKER DELIKATESSENESCHÄFT KATZ
- 2) DIE HANUKKA-KATZE
- 3) WOODY ALLEN TRADITIONELL
- 4) BOB DYLAN WENIGER TRADITIONELL
- 5) BEN STILLER AM WENIGSTEN TRADITIONELL
- 6) DIE HANUKKA-WESTE, EIN MUST
- 7) BAGELS AND BONGOS IN VINYL



Geschnäuzt und gekampelt

VON ANITA HAVIV-HORINER

Gestern hat uns mein Sohn zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Die Wahl meines Kindes fiel auf den Gourmet-Tempel „Shila“ in Tel Aviv. So kam es, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Lokal speiste, das einen „Valet-Service“ hat. Es brauchte mehrere Anläufe, bis ich die hebräische Intonation des französischen Wortes identifizieren konnte. Den Junior – ganz Mann von Welt – nervte seine provinzielle Mutter. „Hast du dein Französisch vergessen oder hörst du schlecht?“ rügte er mich.

Kaum waren wir angekommen, entschwand der Valet mit Daniels

Auto in die Ferne. Ich fragte mich, wo er in Tel Aviv eine Parklücke finden würde, vielleicht fährt er auch nur im Kreis, bis die Gäste satt sind. Der Mann trug einen etwas abgewetzten Anzug, wahrscheinlich die Vorstellung seiner Arbeitgeber von einer Livree.

Als wir uns an den schön gedeckten Tisch setzen durften, stürzte sich die Kellnerin sofort auf uns. Unsere Wünsche interessierten sie nicht im Geringsten, sie wollte uns unbedingt von ihren Empfehlungen überzeugen.

Als wir dennoch auf unserer eigenen Auswahl bestanden, war es mit ihrer Freundlichkeit sofort vorbei. Sie

würdigte uns keines Blickes mehr und knallte die Teller auf den Tisch. Daraufhin entspann sich am Tisch eine rege Diskussion. Wir überlegten, ob sie sich um ihr Trinkgeld Sorgen machte oder einfach sauer war, dass wir ihre Expertise nicht in Anspruch nahmen. Ich plädierte für die erste Variante, woraufhin mein Sohn mir vorwarf: „Du glaubst nicht an das Gute im Menschen.“

Mag sein. Das Essen schmeckte jedenfalls wunderbar und jetzt weiß ich, was ein Valet in Tel Aviv macht. Und vielleicht werde ich eines Tages noch herausfinden, wie er es macht. *nu*

»Der moderne ANTISEMITISMUS und die GROSSSTADTFEINDSCHAFT haben ihren historischen URSPRUNG im STRUKTURWANDEL der MODERNE.«

Bodo Kahmann

dérive N°66: Schwerpunkt »Urbanität und Judentum«

Mit Beiträgen in deutscher Sprache von: Joachim Schlör, Bodo Kahmann, Veerle Vanden Daelen, Laurence Guillon, Tobias Metzler, u.a.m.

72 Seiten, 8 Euro



dérive

Zeitschrift für Stadtforschung

www.derive.at

Vor 15 Jahren im **nu**

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Manches aus **NU** 6 könnte heute genauso besprochen werden wie im Dezember 2001. Anderes hingegen ist vom Zahn der Zeit inhaltlich weggenagt worden. Als Heftpreis waren nebeneinander öS (Sie erinnern sich noch an diese Währung?) 10,32 und Euro 0,75 angegeben. Dazu passend hatten wir im Blatt eine Anzeige der Österreichischen Nationalbank zur Währungsumstellung, in der es hieß: „Der Euro kommt. Sonst ändert sich nichts“. Diese Behauptung soll hier nicht weiter kommentiert werden.

Die größten Probleme bereitete uns damals die Frage, wer auf das Titelblatt kommen sollte. Wir hatten honorige Personen, wie die damalige Wiener Gesundheitsstadträtin Elisabeth Pittermann, interviewt und ein Porträt von Nationalfonds-Leiterin Hannah Lessing verfasst. Dazu kam eine Geschichte über Moische Arye Friedman, einen obskuren „Oberrabbiner“ ohne Rabbinerdiplom. Alles schien uns von so großer journalistischer Bedeutung, dass wir sämtliche dieser Stars auf der ersten Seite verewigten. Es gibt besser gestaltete Titelblätter von **NU**.

Großen Platz nahm ein geplantes Gespräch von IKG-Präsident Ariel Muzicant mit dem damaligen Kärntner Landeshauptmann Jörg Haider ein.



Die Landeshauptleutekonferenz nominierte Haider, der kurz davor den Präsidenten in bösartigster Form attackiert hatte, zusammen mit drei anderen Landeshauptleuten als Verhandler über die Ansprüche der IKG für das in der NS-Zeit entzogene Gemeindevmögen. Sollte Muzicant sich auf ein solches Gespräch einlassen, sollte er nicht? Die Diskussion wogte auch in **NU**. Fünfzehn Jahre später ist klar, dass es der FPÖ nicht genützt hat, die damalige Entscheidung des Präsidenten also richtig war.

Das Thema „jüdische Identität“ bildete damals wie heute einen Schwerpunkt von **NU**. Neben Pittermann und Lessing kam auch der heutige Chefkurator Werner Hanak-Lettner zu Wort, der nicht Jude ist, aber in seiner langen Berufstätigkeit im Jüdischen Museum Wien mehr für das Wissen um das Judentum getan hat als viele von uns. Seine Identität habe eine jüdische Dimension bekommen, sagte er damals.

Der erwähnte Herr Friedman wollte im Jahr 2001 eine eigene, von der IKG abgespaltene Gemeinde gründen. Dazu schrieb Martin Engelberg einen Kommentar, in dem er die Gefahr der Spaltung – aus heutiger Sicht völlig richtig – als gering einschätzte, der Gemeindeführung jedoch wenig Willen zur Zukunftsgestaltung attestierte. Erwin Javor spöttelte darüber, dass den Jüdischen Hochschülern angesichts vieler weltpolitischer Baustellen für ihr Programm nichts anderes einfiel, als ein gemeinsames Marillenknoedeleessen zu organisieren.

Der Fotograf Peter Rigaud, damals noch in Wien zu Hause, heute ein internationaler Star, fotografierte erstmals für **NU** und gab eine Fotolinie vor, die wir bis heute einzuhalten versuchen.

nu

Kohnversationen

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)





Ferdinand Altenburg
ist Zivildienstler und schreibt für **NU**.



Eva Konzett
Journalistin mit Hang zu Osteuropa, Redakteurin beim *Wirtschaftsblatt*, twittert für das **NU**.



Sonja Bachmayer
Ethnologiestudium an der Universität Wien, wiss. Mitarbeiterin im Kompetenzzentrum Sucht an der GÖG; Bildredakteurin der Zeitschrift *Rausch*, Pabstverlag, freie Fotografin seit 2010, vertreten durch die Agentur Anzenberger. Fotografiert seit 2011 für das Jüdische Museum Wien.



Brigitte Krizsanits
studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Wien und war anschließend in Wien und Prag in der Erwachsenenbildung tätig. Seit 2010 ist sie freie Journalistin und publizierte unter anderem die Bildbände *Das Leithagebirge. Grenze und Verbindung* und *Eisenstadt*.



David Borochoy
studiert Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der UdK Berlin und schreibt für **NU**.



Charles Lewinsky
ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.



Martin Engelberg
Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Peter Menasse
Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.



Peter Frey
ist in Wien geboren und aufgewachsen. Nach einer Karriere als Banker an der Wall Street engagiert er sich heute bei kulturellen und sozialen Projekten. Er ist Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street.



Milagros Martinez-Flener
wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Bernhard Hachleitner
ist Historiker, Kurator, Journalist und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität für angewandte Kunst Wien. www.hachleitner.at



Rainer Nowak
Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.



Werner Hanak-Lettner
Chefkurator am Jüdischen Museum Wien mit großer Liebe zur Musik, insbesondere zum Sound des 18.-21. Jahrhunderts. Kuratierte sowohl *quasi una fantasia. Juden und die Musikstadt Wien* als auch die Mozartwohnung und das Haydnhaus in Wien.



Alexandra Popescu
ist Absolventin der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Im Rahmen ihrer publizistischen Tätigkeiten setzt sie sich u.a. mit der Darstellung des Holocausts in aktuellen rumänischen Geschichtsschulbüchern auseinander.



Anita Haviv-Horiner
In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.



Peter Rigaud
studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.

Autorinnen und Autoren



Martin Rummel

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.



Nikolaus Vogt

ist Hobbyfotograf, Reisender und interessiert an osteuropäischer Geschichte.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



René Wachtel

lebt in Wien und ist Kultusrat für CHAJ-Jüdisches Leben in der IKG.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Kitty Weinberger

ist Übersetzerin. Sie arbeitete bis zu ihrer Pensionierung bei der OSZE.



Katharina Tiwald

studierte Linguistik und Russisch in Wien, St. Petersburg und Glasgow. Lehrende für russische Literatur am Institut für Slawistik der Universität Wien, seit 2013 Präsidentin des burgenländischen PEN-Clubs.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

DAJGEZZEN GOES OKTO

#oktowirdlaut OKTO.TV/LAUT



Ab sofort können Sie Rainer Nowak und Peter Menasse auf **OKTO** beim **Dajgezzen** zuschauen.

Jeden Dienstag und Donnerstag um 20.00 Uhr.

Nach der Wahl ist vor der Wahl



Rainer Nowak und Peter Menasse treffen sich zum Dajgezzen beim Fernsehsender OKTO. „Dajgezzen“ erscheint an jedem Dienstag und Donnerstag des Jahres 2016. Wer es versäumt, kann in der Oktothek (www.okto.tv) nachsehen und -hören.

Nowak: Weißt du eigentlich, dass die größte Intellektuelle und wunderbare Verlegerin, eine der wichtigsten Frauen dieses Landes, von New York nach Wien zurückgekehrt ist?

Menasse: Du meinst die von *Heute*. Die habe ich am Titelbild von *News* gesehen.

Nowak: Genau, Eva Dichand.

Menasse: Stimmt, Eva Dichand. Das habe ich unten auf diesem Titel gelesen. Oben war eine Frau abgebildet und darunter stand geschrieben „Eva Dichand“. Das war aber in *News*, obwohl sie doch zu *Heute* gehört.

Nowak: Zugegeben, das ist ein bisschen kompliziert. Vor allem für dich. Aber sie ist eine großartige Frau und hat als eine wahre Geistesgröße unseres Landes dort ein wirklich bahnbrechendes Interview gegeben.

Menasse: Also ich habe ein wenig drübergeblättert und muss sagen: Immerhin ist sie gegen Rechtspopulismus.

Nowak: Na dann. Das reicht ja eigentlich schon. Allerdings, wenn alle, die gegen Rechtspopulismus sind, schon deinen Ansprüchen genügen, dann gute Nacht.

Menasse: Nein, ich kann halt nicht mehr über sie sagen. Ich weiß nur, dass die alten Leute im Pensionistenheim, in dem meine Mutter lebt, und sicher auch in anderen Heimen der Stadt Wien, ihre Zeitung kostenlos bekommen.

Nowak: Nicht nur dort übrigens, auch in der U-Bahn und an anderen Haltestellen.

Menasse: Ja, ja. Aber im Pensionistenheim lesen alle alten Leute über sämtliche Straftaten, die irgendwo in Österreich verübt werden. Die sind in diesem *Heute* wirklich gut und übersichtlich aufgelistet. Da wird nichts ausgelassen. Und so fürchten sich dann

die Alten ganz ordentlich, beschließen daraufhin, dass sie unbedingt angebliche Sicherheit wählen müssen – und schon sind sie im Hafen der Rechtspopulisten.

Nowak: Genau. Sie ist gegen Rechtspopulismus und hilft gleichzeitig tatkräftig mit, ihn zu unterstützen. Ich habe sie übrigens bei einer vom Bundeskanzleramt veranstalteten Enquete zum Thema Presseförderungen gehört, wo sie über Innovationen gesprochen hat. Da hat sie sich gegen die Reformpläne des neuen Medienministers gewandt. Ich weiß nicht, was sie noch will. Sie hat schon über die klassisch-österreichische Form der Presseförderung, nämlich die mit Inseraten aus dem politischen Umfeld, stark profitiert.

Menasse: Mit der Medienförderung in der derzeitigen Form bin ich auch nicht einverstanden. Würden nämlich wirklich Qualitätskriterien angewandt, müsste **NU** sehr viel Geld bekommen. Und das ist leider nicht der Fall.

Nowak: Du meinst, wenn man die Anzahl der Leser durch jene der Autoren dividiert und es kommt als Ergebnis die Zahl 1 heraus, sollte man wirklich stark gefördert werden.

Menasse: Vollkommen richtig. Dann könnten wir uns auf den Weg machen, dieses Ergebnis auf 2 zu erhöhen. Du meinst hingegen vermutlich, dass mehr in die *Presse* wandern soll?

Nowak: Ich sehe zwei Möglichkeiten. Entweder soll eine Medienförderung Qualität begünstigen. Dann müsste die *Presse* viel bekommen. Oder, und das würde ich als Wirtschaftsliberaler bevorzugen, die Förderungen werden überhaupt eingestellt, dann schauen wir, was passiert.

Menasse: Was glaubst du denn, dass passiert?

Nowak: Es wird dann sehr schnell ein paar Medien in dieser Form nicht mehr geben und es würde sich vielleicht wieder ein echter österreichischer Markt entwickeln.

Menasse: Du bist schon sehr radikal, aber das bin ich ja von dir gewohnt. Du hängst so sehr am Wirtschaftsliberalismus, dass du für seine Durchsetzung sogar bereit bist, deine Zeitung dem Markt zu opfern.

Nowak: Da irrst du. Unter fairen Bedingungen würden die hochstehenden Printmedien als Sieger hervorgehen. Seit wir allerdings auch in Okto-TV dajgezzen, sind wir auch im Netz der Medienförderung. Obwohl, wir arbeiten ja kostenlos.

Menasse: Eben. Eigentlich sind wir also Fördergeber für Okto-TV. Aber vermutlich wird das den Massenmarkt nicht enorm beeinflussen.

Nowak: In der Tat. Obwohl, hin und wieder reden mich schon Leute auf unser Dajgezzen an, die es in Okto gesehen haben.

Menasse: Da sieht man wieder, wir kennen dieselben Menschen. Mit mir haben auch schon alle unsere drei Seherinnen über die Sendung geredet. Und zwei Drittel hat sie sogar gefallen. Nicht schlecht, oder?

Nowak: Ich befürchte eher, dass wir so etwas wie das *Heute* des politischen Kabarets, sozusagen die Eva Dichands des Dajgezzens sind.

Menasse: Einspruch. Wir waren noch nie am Titel von *News*.

Nowak: Dorthin werden wir beide auch nie kommen.

Menasse: Jetzt hast du mir echt einen Lebenstraum zerstört.

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG  

Zusammenhänge verstehen